GLAUBE UND WELT DES ISLAM

SAMMLUNG VOELKERGLAUBE

Herausgeber Claus Schrempf

Ernst Diez

Glaube und Welt des Islam

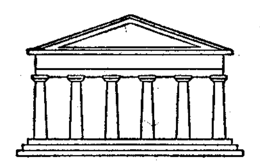


Gebet der Pilger vor der Kaba in Mekka

GLAUBE UND WELT
DES ISLAM

von

Ernst Diez



W. SPEMANN VERLAG STUTTGART

13.–17. Tausend

Herausgegeben unter Lizenz Nr. 21
der Nachrichtenkontrolle der Militärregierung

Printed in Germany / Enßlin-Druck Reutlingen

Inhaltsverzeichnis

Zur Schreibweise der arabischen und persischen Eigennamen und technischen Ausdrücke: Da die international festgesetzte Transkription der arabischen Schrift, wie sie u. a. in der Enzyklopädie des Islam angewendet ist, für ein populärwissenschaftliches Buch nicht angebracht erscheint, wurde eine die philologische und herkömmlich westliche kombinierende Schreibweise angewendet, die gleichzeitig auf eine möglichst korrekte Aussprache zielt. Wir schreiben daher z. B. Hafis statt Hafiz, um den s-Auslaut zu erzielen und Khosru statt Ghosru um die falsche h-Aspirierung zu vermeiden. Im gleichen Sinn wurden Aspirations- und Längezeichen nicht wiedergegeben. In den Literaturzitaten wurde die dort gewählte Schreibart der Namen beibehalten.

Einführung

Rund ein Jahrtausend nach Gautama Buddha und ein halbes Jahrtausend nach Jesus gründete Muhammed die dritte Weltreligion. Die ersten Jahrhunderte des Buddhismus liegen im Dunkel, die frühchristliche Zeit im Halbdunkel, die Entwicklung des Islam dagegen von seinem Anfang an im hellen Licht der geschichtlichen Überlieferung. Buddhismus und Christentum hatten keine politischen Absichten und Ziele und änderten Jahrhunderte lang wenig im Leben ihrer Menschheitsgruppen. Der Islam dagegen war von den Tagen der Flucht, dem Beginn seiner Zeitrechnung, an politisch, ja totalitär aufgezäumt und erfaßte seine Menschheit in allen ihren sozialen Funktionen, religiös, bürgerlich und politisch, drückte allen Völkern, die er unterjochte, seinen Stempel auf, der ihnen bis heute verblieb. Diese Absicht und dieses Ziel kündet schon der Name Islam, „Unterwerfung", „Hingabe", die Unterwerfung unter Gottes Willen, der den Gläubigen nur durch einen Menschen, durch den „Gesandten Gottes" verkündet werden konnte, der ihnen sagte, er bringe Gottes Offenbarung.

Als Muhammed diesen Schlüssel zu den Herzen seiner Menschheit gefunden, seine Öffnungsgewalt erkannt hatte, ereignete sich etwas in der Menschheitsgeschichte Einzigartiges, noch nie Dagewesenes, bis auf unsere Tage kein zweites Mal Geschehenes: Ein von göttlichem Willen beseelter Sturm fegte über die damalige Welt hin, und in hundert Jahren entstand ein Religionsstaat, ein totalitäres Reich, das größer war als je das Römerreich und alle Reiche der Vergangenheit und Zukunft, größer nicht so sehr seiner Ausdehnung wegen, die von den Toren des Herkules bis an die Ufer des Indus reichte, noch durch seine Be-

völkerung, die in diesem Wüsten- und Steppengürtel der Erde nicht besonders hoch war, sondern größer und stärker, weil dieses Reich von einer Idee und von einem Willen durchdrungen war, vom ersten bis zum letzten Mann, diesem: „Es gibt keinen Gott außer Gott, und Muhammed ist der Gesandte Gottes“! Die Folgerungen, die sich an dieses einfache Bekenntnis knüpften, waren stark genug, um eine Welt zu erobern.

Was war geschehen? Wie ward solches ermöglicht? In einer späten, einer schon überzivilisierten Welt, in allerlei gnostische und christliche Sekten zerspalten, in der die Religionen mit den Staatsregierungen haderten und beider Interessen sich oft widersprachen, in einer von Luxus und Armut, von Willkür und Unterdrückung zermürbten Zeit, wandte sich ein vom Geiste besessener Mann an die noch jungen, ungebändigten, von Kraft und Leidenschaft strotzenden nomadischen Wüstenstämme und verkündete ihnen sein Evangelium — nicht eines der Liebe, das sie nicht verstanden und als Schwäche ausgelegt hätten, sondern der Unterwerfung unter Gott, dessen auserwähltes Volk sie seien und der durch sie die übrige Welt der Ungläubigen unterwerfen wolle. Das war das richtige Wort für die seit jeher an Kampf und Raub gewöhnten Wüstensöhne; nun lag die Welt als Beutestück vor ihnen ausgebreitet, und sie zu nehmen war ein gottgefälliges Werk. Mit dem Schlachtruf „Allahu akbaru!“ „Gott ist groß!“ fegten sie über die Länder und Städte des Ostens und Westens hinweg.

Noch einmal, zum letzten Male in der Geschichte, war es einem Menschen gelungen, die Bewohner einer ganzen Erdenzone durch eine Religion zu bändigen und völlig in seine Gewalt, in die Gewalt seiner Offenbarung zu bringen. Denn nur durch eine ihr angepaßte Religion hat sich die Menschheit seit jeher auf die Dauer bändigen und binden lassen. Nur durch den Glauben an das Unglaubliche, die Hoffnung auf das Unmögliche und das Vertrauen

auf das kommende Wunder konnte sie am Gängelband geführt werden. Religion war für die primitive Menschheit ein Teil des Lebens und mit diesem eins: Das Leben war Religion. Man nannte sie nicht so, weil man sie nicht als etwas Getrenntes empfand; das Wort kommt im Alten Testament nicht vor, es war überflüssig, denn alles war religiös. Das Gesetz war der Wille der Götter, der Wille der unsichtbaren Mächte, vor denen man dauernd Angst hatte. Die Moral war durch religiöse Tabus, nicht durch ethisches Empfinden bestimmt. Die Kunst stand ursprünglich nur im Dienste der Religion. Die Vorliebe des primitiven Menschen für Rhythmus äußerte sich in der Wiederholung von Worten und Versen, in Hymnen, in körperlichen Bewegungen. Daraus entstanden als religiöser Ausdruck Musik und Tanz. Die älteste Erscheinung des Dramas war religiöses Ritual. Die Reste der ältesten Literaturen der Völker sind ausschließlich religiöse Bücher.

Religion war also die Mutter der Wissenschaften und Künste. Allein diese Kinder wurden groß und verließen ihr Heim. Sie wollten aber die Mutter nicht verraten und preisgeben und ließen sie daher weiterleben. Sie gaben ihr, der namenlosen Urmutter allen Geisteslebens, erst jetzt einen Namen und nannten sie „Religion". Nun war die Nabelschnur durchschnitten: Aus der Einheit war eine Dreiheit entstanden und daraus entwickelte sich eine Vielheit sonder Zahl.

Dieser Vorgang, der sich in den Jahrtausenden vorher schon oft abgespielt hatte, ohne daß wir ihn historisch verfolgen können, wiederholte sich noch einmal, zum letzten Male im Islam, nun in seiner Entwicklung deutlich Schritt für Schritt verfolgbar, von den Anfängen bis zum Höhepunkt und dann wieder abwärts, wie alles auf Erden. Darin liegt die Einzigartigkeit dieser spätesten Weltreligion und ihrer in sich geschlossenen Kultur, wert und wichtig genug, in ihren Grundlinien von jedermann gekannt zu sein.



Der Prophet

Niemand weiß, wann der Schwarze Stein vom Himmel auf die Wüste Arabiens niederfiel. Diodorus Siculus erwähnt ihn in seiner im letzten Jahrhundert vor der Zeitenwende (v. Chr.) niedergeschriebenen Universalgeschichte. Auch seine meteoristische Herkunft ist unsicher; es kann auch ein Stück Lava sein. Heilige Steine sind auf semitischem Boden häufig; auch Jakob verehrte einen solchen in Bethel. Aber keiner wurde so berühmt und unvergänglich wie dieser, ein Dokument primitivsten Idolglaubens der Menschheit.

Viele Leute kamen, um das Wunder zu betrachten, und so entstand um ihn, durch eine Quelle ermöglicht, eine Stadt, die selbst heilig wurde und wohlhabend von den Geschenken der Pilger und dem Handel, dessen Mittelpunkt sie ward.

Der Stein wurde so kostbar, als Idol und als geradezu wirtschaftlicher Magnet, daß seine Hüter beschlossen, ihm einen festen Schutz zu geben. Und sie bauten ihm neben einer Quelle ein Haus in der von ihnen als vollkommenste Form angesehenen Gestalt, als Würfel, Kubus, Kaba.

Als am Beginn des siebenten Jahrhunderts nach der Zeitenwende die Kaba durch eine Überschwemmung zerstört wurde, entstand beim Wiederaufbau ein Streit unter den Koreischiten, wer die Ehre haben sollte, den Stein wieder in die östliche Mauerecke der Kaba einzusetzen. Man entschied sich, daß derjenige, welcher als erster den geheiligten Hof betreten würde, diesen feierlichen Akt vollbringen oder jemanden dafür bestimmen solle. Ge-

spannt waren aller Augen auf das Tor gerichtet. Die Kuraischiten, die seit alters mit der Bewachung der Kaba und des Steins betraut waren, wußten, daß der zuerst Eintretende ein berühmter Mann werden würde, einer, den die Götter erwählt haben – aber sie wußten nicht, daß dieser Mann die Erdkarte ändern und eine dritte Weltreligion stiften sollte.

Da erschien im Toreingang ein kleiner, aber würdig aussehender Mann von fünfunddreißig bis vierzig Jahren, mit schwarzem Bart und durchbohrendem Blick, angetan mit dem Rock eines wohlhabenden Kaufmannes. Die im Hof Versammelten erkannten ihn als einen Mann ihres eigenen Stammes, Kutam, den Sohn des Abdallah und Gatten der Chadidscha, der reichen Kauffrau von Mekka, deren Karawanen weithin reisten. Kutam war ihr Agent und trieb auch auf eigene Rechnung Handel in der Stadt. Er war als ein kluger Mann bekannt, und die wartenden Kuraischiten begrüßten ihn mit Seufzern der Erleichterung über die glückliche Wahl, die das Schicksal getroffen hatte. Kutam hatte in seinem Geschäft offenbar Wind bekommen von den Verhandlungen seiner Stammesgenossen im Hof der Kaba, und ging hin, um nach dem Ergebnis zu sehen. Er war wohl überrascht, als er das Tor durchschritten hatte, sich selbst als Mittelpunkt des Interesses angestaunt zu sehen, hörte jedoch ruhig ihren aufgeregten Erklärungen zu und nahm ihre Vorschläge an. In voller Erkenntnis der persönlichen und politischen Tragweite des Augenblicks schritt er an das heikle Werk.

Er legte seinen Burnus ab, breitete ihn auf dem Boden aus und legte unter den gespannten Augen der Versammelten den Stein mitten auf den Rock. Sodann ersuchte er die Führer der verschiedenen Parteien, das Gewand an den Rändern anzufassen und zur Höhe der Stelle zu heben, wo der Stein in die Mauer eingesetzt werden sollte. Als dies getan war, fügte er die kostbare Reliquie selbst in den vor-

gesehenen Platz der Mauer ein, worauf er würdevoll die Glückwünsche der Anwesenden entgegennahm. Es geschah wohl in diesen Tagen, daß man ihn in der Stadt „Muhammed“, den Gepriesenen, zu nennen begann, einen Namen, den er nicht ungern hörte, und bald selbst an Stelle seines früheren zeichnete.

Diese Erzählung mag eine jener Legenden sein, mit denen die Tradition das Leben von Heiligen und Propheten ausstattet. Fest steht, daß Muhammed als vierzigjähriger Mann trotz seines glücklichen Familienlebens sich nicht glücklich fühlte, melancholisch und versonnen umherging und sich für seine Handelsgeschäfte von da an weit weniger interessierte als früher. Er pflegte sich in eine Höhle am Berge Hira außerhalb Mekkas zurückzuziehen und dort über religiöse Probleme zu meditieren. Um seiner Aufregung über die ihm bisher unbekannt gewesene religiöse Ergriffenheit Herr zu werden, suchte er, wie alle Religionsstifter, sein Heil in menschenferner Einsamkeit ...

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte sich im Leben Muhammeds nichts Besonderes ereignet. Er war in Mekka geboren, und als Jahr seiner Geburt wird gewöhnlich 570 n. d. Zw. angenommen, da er laut Berichten zweiundsechzig Jahre alt war, als er in Medina im Jahre 632 starb. Die Angabe seines Alters ist jedoch nicht verläßlich. Seine beiden Eltern starben schon während seiner Kindheit, und der Waisenknabe verlebte seine Jugend unter den Beduinen in der Wüste, unter der Obhut seiner Amme Halima. Herangewachsen, machte er mit seinem Onkel Abu Talib Karawanenreisen, die ihn bis Syrien und vielleicht auch nach Abessinien führten. Auf diesen Reisen lernte der aufgeweckte Bursche ein Stück außerarabischer Welt kennen und eignete sich Erfahrung im Führen von Karawanen an. Die Geschicklichkeit in diesem Geschäft brachte dem kaum Zwanzigjährigen eine leitende Stellung im Handelshaus der reichen Witwe Chadidscha ein, die er einige Jahre

später heiratete. Dieser, wie es heißt, glücklichen Ehe entsprossen sieben Kinder.

Bestimmend für seine Zukunft aber wurde sein Verkehr mit Juden und Christen, die ihn mit ihren religiösen Lehren bekanntmachten. Die gelehrten Theologien der jüdischen und christlichen Religion blieben dem Sohne der Wüste kaum verständliche Doktrinen, doch beeindruckte ihn tief ihre Lehre von dem einen Gott, und die Geschichten von Abraham, Moses und Jesus regten seine Phantasie an. Was schadeten seiner kommenden Sendung auch Irrtümer, wie die Verwechslung von Moses' Schwester Miriam mit Maria, der Mutter des Jesus, oder seine Auffassung der christlichen Dreieinigkeit als aus Jehova, Maria und Jesus bestehend: Die Gewalt seiner Lehre beruhte auf ganz anderen Grundlagen! Die Bibel hat er kaum je gelesen; ja, er konnte wohl kaum lesen und schreiben, nannte er sich doch selbst den „unwissenden Propheten". Wohl aber verfügte er, wie die meisten unverbrauchten Kinder primitiver Stämme, über ein treues Gedächtnis, in dem die mündlichen Überlieferungen der Juden, Christen und Araber ein friedliches Heim fanden.

Das Land, in dem Muhammed seiner Sendung entgegenwuchs, war am Anfang des siebenten Jahrhunderts reif für die Aufnahme einer neuen Religion, welche die ungezählten, untereinander meist in Fehde befindlichen Stämme zu einigen in der Lage war. Der Stand der damals in Arabien verbreiteten Religionen war ein zum Polytheismus übergehender Animismus. Mit „Animismus" bezeichnen wir jene Stufe der Volksreligionen, die an die Beseelung aller lebenden und nicht lebenden Wesen und Dinge glaubt. Polytheismus ist eine höhere Entwicklungsstufe des Animismus, auf der Geister zu Göttern werden und ihren besonderen Kult erhalten. Die Verehrung oder Anbetung heiliger Quellen, Bäume, Steine und Berge führte ganz natürlich zur Annahme von Schutzgeistern, die in diesen

Dingen lebten. Diese Schutzgeister wurden heilige Patrone, sie wurden personifiziert und schließlich vergöttlicht. Wenn nun Reisende und Pilger auf ihren Wegen hier einen heiligen Stein, dort eine Quelle oder einen Baum, mit Eigennamen bezeichnet, als Mittelpunkte von Kultplätzen besuchten und am Kulte teilnahmen, war die Entwicklung eines Polytheismus in vollem Gang. Der Name Allahs war keine Erfindung Muhammeds, denn Gottheiten können nicht durch den Willensakt eines Menschen erfunden werden, sie müssen wachsen und ausgetragen werden wie alles Organische. Allah nahm schon vor Muhammed die Stelle eines obersten Gottes ein, spielte jedoch gerade deshalb keine überragende Rolle, ebensowenig wie etwa Brahma in Indien, soweit er als personifizierter Gott, nicht als das unfaßbare heilige Weltprinzip aufgefaßt wurde. Allah war ein gewöhnlicher Name für jeden Gott. In Mekka wurden drei Götter verehrt, Allat, Aluzza und Manat, und diese wurden die Töchter Allahs genannt, wobei aber Allat auch manchmal als Allahs Gattin angesehen wurde. Muhammed wußte, warum er seine Anhänger, denen bald die Millionen folgen sollten, das la ilaha illa-llah täglich mehrmals zitieren ließ, bedeutete es doch: Fort mit den anderen Göttern! Weg mit ihnen! „Es gibt keinen Gott außer Gott!"

Über den verblendeten Götzendienst seiner Landsleute brütend und einen Weg zu ihrer Bekehrung suchend, fiel er, wie berichtet wird, eines Tages im Monat Ramadan auf einer seiner einsamen Gebirgswanderungen in einen unruhigen Schlaf. „Da hatte ich", erzählte er später, „im Traum das Gefühl, als ob jemand an mich heranträte und zu mir sagte: Lies! Ich erwiderte: Nein. Darauf drückte jener mich, daß ich zu vergehen glaubte, und wiederholte: Lies! Nochmals verneinte ich, abermals drückte mich die Erscheinung, und ich hörte die Worte: Lies im Namen deines Herren, der erschafft – erschafft den Menschen aus einem Blutklümpchen – lies: dein Herr ist je der Gnaden-

volle, welcher zu wissen tut durch das Schreibrohr — zu wissen tut dem Menschen, was er nicht wußte. Da las ich das; hierauf wich die Erscheinung von mir, ich erwachte aus meinem Schlaf, und mir war, als trüge ich die Worte ins Herz geschrieben."

Das „Lies" bedeutet, nimm gläubig auf, was Gott mit seinem Schreibgriffel als seine Wahrheit aufgeschrieben hat und nun auch dir ins Herz schreiben will. Vom Lesen und Schreiben ist die Rede, weil Muhammed, dem sich im Traum doch nur das aufdrängen konnte, worüber er tagsüber nachgegrübelt hatte, sich eine Offenbarung nur als Schrift vorstellen konnte, wie er auch wußte, daß Juden und Christen geschriebene Offenbarungen besaßen. Auch heute noch ist nach der Überzeugung der Muhammedaner die Urschrift des Korans im Himmel, wo sie von den Schreiberengeln Allahs niedergeschrieben wurde, vorhanden und wird dort sorgfältig aufbewahrt.

Der Eindruck dieser Vision auf Muhammed war niederschlagend. Er berichtete ihn Chadidscha, die ihn beruhigte, das Erlebnis aber einem Freund der Familie berichtete, der meinte: „Wenn das wahr ist, o Chadidscha, so ist der heilige Geist über ihn gekommen, der über Moses zu kommen pflegte, und dann ist er der Prophet unseres Volkes." Damit ließ sich Muhammed beruhigen, mußte jedoch lange Zeit auf eine Wiederholung einer solchen Eingebung warten. Wiederum irrte er angstvoll im Gebirge umher und war mehrmals daran, sich von einem der hohen Felsen herabzustürzen, als ihm plötzlich eine Erscheinung aus dem Jenseits entgegenleuchtete und sein Herz mit Gewißheit erfüllte. Er fühlte sich einer Ohnmacht nahe und eilte vom Fieber geschüttelt nach Hause. „Wickelt mich ein!" rief er den Seinen entgegen, und in einem heftigen Nervenanfall glaubte er die Worte zu hören: O du Eingewickelter — steh auf! ja mahne! — Deinen Herrn, ja, preis ihn! — Deine Kleider, ja, reinige sie — den Schmutz, ja, flieh ihn

– sei nicht gütig aus Eigennutz. – Und deinem Herrn, ja, harre ihm aus!“ (LXXIV, 1)[1]. Von da an, berichtet die Überlieferung, folgten die Offenbarungen regelmäßig aufeinander. Die Sprache ist stets bildlich zu verstehen. Die Reinigung der Kleider und das Fliehen des Schmutzes bedeutet das Meiden des Götzendienstes.

Als Muhammed einige Anhänger gefunden hatte, seine Frau Chadidscha, den Mystiker Waraka, seinen Vetter und Adoptivsohn Ali und seinen treuen Freund, den Tuchhändler Abu Bekr, stieg sein Selbstvertrauen. Diese ersten Glaubensgenossen hatten regelmäßige Zusammenkünfte, in welchen Muhammed die Rolle des Propheten übernahm und seinen Genossen die Offenbarungen mitteilte, die er erhalten hatte.

Allmählich reifte nun in Muhammed jene Fassung seiner Lehre in dem einen seither millionenmal zitierten Kampfruf der neuen Gotteslehre: la ilaha illa-llah wa Muhammadun rasulu-llah, „Es gibt keinen Gott außer Gott, und Muhammed ist der Gesandte Gottes“. Doch viele Jahre des Kampfes warteten seiner, bis seine Botschaft von seinen Landsleuten angenommen wurde. Wenn er in den Straßen von Mekka zu predigen begann, stieß er meistens auf Spott oder Unverständnis. Wurde er jedoch heftig und tadelte er seine Hörer ob ihres engstirnigen Widerstandes, so erntete er feindselige Blicke und Drohungen. Zu jedem, der ihn anhören wollte, sprach er von Allah, dem großen und einzigen Gott. „Fliehet daher zu Gott; wahrlich, ich bin ein öffentlicher Warner für euch, von ihm gesandt.“ Offenbar setzte er Allah mit Jehova gleich und wandelte das mosaische Wort ab: „Du sollst keine anderen Götter neben mir haben.“ Kühn erklärte er, daß alle anderen Götter und Göttinnen falsch seien.

Wie ein Schwert fuhr seine Botschaft in den Götzendienst von Mekka. Die Götzenbilder seien nichts, verkündete er; der einzig Wirkliche sei Allah, die einzige Pflicht

Unterwerfung unter Allah. Nun ist das arabische Wort für Unterwerfung *islam*, und er hämmerte dieses Wort so nachdrücklich in die Herzen seiner Zuhörer, daß es der Name der neuen Lehre wurde. Die Unterwerfung allein sei nötig; denn alles was geschehe, geschehe nach dem Willen Gottes. Daher ist es gut.

Als Muhammed öffentlich verkündete, daß die Zeremonien, die rings um die Kaba durchgeführt wurden, auf Aberglauben beruhten, spitzten die Mekkaner die Ohren. Vier Monate im Jahre herrschte in Arabien der „Gottesfriede" und alle Feindseligkeiten wurden aufgegeben, damit die Pilger unbelästigt vor Räubern und sicher nach Mekka wallfahren konnten. Während dieser Zeit waren die Kaufleute von Mekka und die Verkäufer des Wassers der Quelle Sem-Sem die einzigen Räuber im Lande. Wenn nun die heiligen Objekte der Verehrung als Auswüchse des Aberglaubens gestempelt wurden, mußten die Pilgerfahrten bald aufhören und das Gedeihen der Stadt bald zu Ende sein.

Als die Wut des Volkes losbrach, fand Muhammed es geraten, nachzugeben. Ja, er änderte sogar eine der Suren, in welcher er die drei Lieblingsgottheiten der Stadt verdammt hatte. Um seine Gegner zu beruhigen, fügte er nach der rhetorischen Frage: „Habt ihr Allah und Aluzza und diese andere, Manat, das dritte Götzenbild, gesehen?" die neue Zeile ein: „Diese sind die erhabenen Prinzessinnen und wahrlich ihre Fürsprache möge angestrebt werden." Auf diese Einschaltung hin warfen sich die Mekkaner dem Muhammed verzeihend vor Allah nieder. Der Prophet bereute jedoch diese Abtrünnigkeit, die ihm von seinen Nächststehenden zum Vorwurf gemacht wurde, sehr bald und bitter, und redete sich auf den Scheitan aus, den Teufel, der ihm diese Worte ins Ohr geflüstert hätte. Er betonte neuerdings, daß es lästerlich sei, anzunehmen, daß Gott Töchter habe. Um diesen Irrtum zu vertuschen, be-

gann er nunmehr die Leute mit den Strafen des Jüngsten Gerichtes zu ängstigen, die alle diejenigen erwarteten, die nicht an seine göttliche Sendung glauben wollten. Wir erfahren, daß, wenn er vom Tage des Gerichts sprach, sich seine Wangen röteten, seine Stimme aufbrauste und seine Gesten Zorn sprühten. Da mag er wohl oft dem Moses des Michelangelo geglichen haben! Mit Dantescher Phantasie beschrieb er die Höllenqualen:

„Wahrlich diejenigen, die unsere Warnungen mißachten, werden wir sicherlich zum Braten im Feuer der Hölle verdammen; und sooft ihre Häute geröstet sein werden, werden sie andere Häute erhalten, damit sie die Qualen um so ärger kosten mögen."

Auch in die verdorbene Moral von Mekka griff Muhammed energisch ein. Er verdammte zahlreiche gesellschaftliche Mißstände und drängte auf Reformen. Der phallische Kult der Fruchtbarkeits-Gottheiten begünstigte Ausschweifungen. Ehebruch war an der Tagesordnung und die Frauen wurden grausam behandelt. In der Geschäftswelt hatten sich Unehrlichkeit und wüster Wucher eingenistet. Die Armen wurden rücksichtslos unterdrückt, und die Reichen ergaben sich der Trunkenheit und Völlerei. Mord und Diebstahl blieben ungestraft, außer an Mitgliedern mächtiger Stämme. Gegen alle diese gesellschaftlichen Schäden trat Muhammed auf. Hätte er nicht dem mächtigen Stamme der Kuraischiten angehört, hätte seine Karriere kaum lange gedauert. So aber schonte man ihn, um einen Stammeskrieg zu vermeiden. Als Muhammed jedoch nach dreijähriger Tätigkeit vierzig Anhänger hatte, wurde er mit seinen Verdammungen noch schärfer, und man beschloß gegen ihn aufzutreten.

Man wandte sich an seinen Onkel Abu Talib, auf dessen Zureden Muhammed jedoch antwortete, daß er keinen Schritt zurückweichen wolle, bis Gott ihm den Sieg verliehen habe. Die meisten seiner Anhänger wurden nun in

ein felsiges Tal außerhalb Mekka verbannt, ein Teil von ihnen floh nach Abessinien. Abu Talib und Chadidscha starben in dieser schweren Zeit, er jedoch fuhr fort zu predigen. Man erklärte sich bereit, die Verbannung wieder aufzuheben unter der Bedingung, daß er keine weiteren Versuche machen werde, die Mekkaner zu bekehren. Er wandte sich darauf im Jahr 620 an die zum Fest der Kaba aus Yathrib eingelangten Pilger. Yathrib lag etwas mehr als zweihundert Meilen nordwärts und war von Juden und zwei Araberstämmen bewohnt. Die Fremden nahmen Anteil an der neuen Lehre und versprachen Muhammed, in ihrer Stadt Umfrage zu halten, ob man geneigt sei, ihn dort aufzunehmen. Man brachte ihm beim nächsten Haddsch (Wallfahrt) günstige Nachrichten, und so kam es zur Reise nach Yathrib im Juni 622. Nachdem er seine Anhänger mit seiner Familie vorausgeschickt hatte, folgte er, nur von Abu Bekr begleitet, indem er Mekka heimlich des Nachts verließ. Mit 622, dem Jahre dieser Flucht (Hidschra), begannen die Muhammedaner eine neue Zeitrechnung.

Muhammed wurde in Yathrib freundlich empfangen. Statt ihm die Schlüssel der Stadt zu übergeben, gaben sie ihr einen neuen Namen und nannten sie Medinet al-nebi, Stadt des Propheten, kurz M e d i n a.

Acht Jahre lang war Muhammed eifrig bemüht, die Stadt im Sinne seiner Lehre zu erziehen, die Sitten der Bevölkerung zu bessern und die Leute mit Kampfgeist zu füllen. So oft eine wichtige Entscheidung zu treffen war, verfiel er in Trance, und die in diesem Zustand ausgestoßenen Worte wurden als Orakel genommen.

In Medina wohnten zahlreiche Juden, die der Prophet für seine Lehre zu gewinnen suchte, indem er seinen Anhängern vorschrieb, sich während des Gebets nach Jerusalem zu wenden. Die Juden hielten jedoch zäh an ihrer alten Religion fest. Muhammed hatte in viele seiner Suren Geschichten jüdischer Heroen aufgenommen, wie er sie auf

seinen Jugendreisen gehört hatte. Als ihm die Juden die darin vorkommenden Irrtümer aufzeigten, wies er sie rundweg mit dem Bemerken zurück, daß Allah sich nicht irren könne. Als der Prophet einsah, daß seine Bemühungen um die Juden vergeblich seien, drehte er sich eines Tages während des öffentlichen Gebets im Musalla, dem dafür bestimmten umfriedeten Hof, aus der bisherigen Gebetsrichtung nach Jerusalem gegen Mekka, das von nun an die *kiblah* oder Richtung für die Orientierung sämtlicher Moscheen und Kultbauten des Islam, sowie für alle Moslims während des Gebets wurde. Der Wechsel der Kibla bedeutete mehr als eine Absage gegen die halsstarrigen Juden: Der Prophet erklärte durch diesen Akt das zentrale Heiligtum aller Araber zum Brennpunkt auch seiner eigenen Lehre, und tat damit den ersten bedeutsamen Schritt zu dessen kommender Eroberung.

In Medina wuchs der Muhammedismus von Tag zu Tag zu großer Macht empor. Mit energischer Hand hatte der Prophet in kurzer Zeit aus Medina einen Stadt-Staat gemacht. Wo es früher Zwietracht und Aufruhr gab, herrschte jetzt Ordnung. Der Hof seines Hauses wurde auch Hof der ersten Moschee, wo die gemeinsamen Gebete verrichtet und religiöse Fragen erörtert wurden. Unter dem Anspruch, der Bevollmächtigte Gottes zu sein, dessen Befehle er dem Volk zu übermitteln beauftragt war, verfügte er über diktatorische Gewalt. Jede Auflehnung wurde als Irrlehre bestraft.

Auch das große Problem, wovon die aus Mekka ausgewanderten Genossen des Propheten leben sollten, wurde einfach gelöst: Sie wurden Räuber und plünderten trotz des viermonatigen Gottesfriedens während der Pilgerzeit die nach Mekka reisenden Karawanen aus. Als ihnen die Mekkaner eine Armee von neunhundert Mann entgegenschickten, lieferten sie ihr bei Bedr außerhalb Medina eine Schlacht, in der sie, dank ihrer strengen Disziplin und

fanatischen Todesverachtung, Sieger blieben. Muhammed hatte sie wohlweislich vorher versichert, daß jeder, der im Kampf für den Glauben den Heldentod auf dem Schlachtfeld erdulde, sogleich in ein Paradies von unsagbaren Wonnen gelangen würde, wo ihm alle sinnlichen Wünsche erfüllt würden.

Die Wirkung des Sieges von Bedr brachte zunächst für den Propheten und seine Gemeinde eine gewaltige Steigerung des Ansehens. Es kam bald zu einer zweiten Schlacht am Berge Uhud, in der die Anhänger des Propheten große Verluste und eine Schlappe erlitten, die jedoch von den Mekkanern nicht ausgenutzt wurden. Um sein Ansehen wiederherzustellen, zettelte Muhammed einen Kampf gegen einen Judenstamm in Medina an und machte reiche Beute. In diese Zeit fällt das Verbot des Weingenusses (V, 92).

Im Jahr 5 der Flucht marschierten die Mekkaner, die mittlerweile Bundesgenossen unter den Beduinen gesammelt hatten, abermals gegen Medina und belagerten die Stadt, zogen jedoch bald wieder ab, ohne die Stadt eingenommen zu haben. Daraufhin vernichtete Muhammed einen anderen Judenstamm. Im Jahre 6 versuchte er, eine Pilgerfahrt nach Mekka zu machen. Er wurde zwar diesmal noch nicht in die Stadt hineingelassen, schloß aber einen zehnjährigen Waffenstillstand ab und erhielt die Erlaubnis, im nächsten Jahre wieder zu kommen. Er begab sich daher im März 629 wieder nach Mekka, mußte aber auch diesmal nach Vollzug der Pilgerzeremonien wieder abziehen. Zähe hielt er jedoch an der Erreichung seines Zieles fest: die Besitznahme der Kaba, die der Mittelpunkt des Islam werden sollte. Ein neuer Casus belli ward unschwer gefunden, der Prophet zog abermals gegen die heilige Stadt und erzwang sich diesmal die Huldigung des Abu Sufyan. Er forderte nun Vernichtung aller Götzenbilder in und um Mekka. Kämpfe mit arabischen Stämmen außerhalb Mekkas folgten. Aber schon im Jahre 9

(20. April 630 bis 9. April 631) kamen zahlreiche Gesandtschaften nach Medina, um sich dem Eroberer Mekkas zu unterwerfen. Viele Stämme Arabiens, auch jüdische und christliche, traten zum Islam über. Hatte er auch noch manche Gegner unter den Beduinenstämmen, so kam der Prophet nun seinem Ziel, eine rein religiöse Gemeinde (Umma) zu bilden, in der sich alle Gläubigen als Brüder fühlen sollten, immer näher. Nur in der Gemeinsamkeit des Bekenntnisses zu dem einen Gott, der gleichzeitig als Nationalgott verehrt wurde, und dessen Bekenntnis la ilaha illa-llah ein begeisternder Schlachtruf wurde, konnten alle die verschiedenartigen Stämme Arabiens und später die Völker des Orients vereinigt werden.

Zugeständnisse an rivalisierende Kulte und Übernahme ihrer volkstümlichen Bräuche zeigen sich als Regel in der Entwicklung auch der Weltreligionen. Im Buddhismus und Christentum vollzogen sich solche Annahmen Jahrhunderte nach ihrer Stiftung durch die Theologen. Muhammed vollzog diese Verschmelzung persönlich. Neben den jüdischen und christlichen Einflüssen hatte er nun — den Bock an den Hörnern fassend — durch Einbeziehung der Pilgerfahrt als kanonisches Hauptgebot seiner Religion auch den heidnischen Nationalkult der Araber einverleibt. Der Verzicht auf die Götzen mag den an Freiheit und Unabhängigkeit gewohnten Beduinen nicht sehr schwer gefallen sein, sobald sie sich von der Furcht vor deren magischer Macht befreit hatten. War es nicht schöner, sich unabhängig von diesen Gegenständen, die auf Reisen mitgeführt werden mußten, auf den Boden der Wüste zu werfen, und das Gebet zu dem unsichtbaren Allerbarmer gegen Himmel zu senden?

Muhammed selbst machte erst am Ende des Jahres 10, im März 632, die erste reformierte Wallfahrt nach Mekka mit, nachdem die beiden vorherigen von Abu Bekr geführt worden waren. Sie erhielt den Namen „Abschiedswall-

fahrt“ oder „Wallfahrt des Islam“ und wurde für alle folgenden Zeiten maßgebend. Sie bezeichnet den Höhepunkt von Muhammeds Wirken. Mit dem ihm eigenen unfehlbaren Sinn für dramatische Wirkung versammelte der Prophet seine Anhänger, bevor er von Mekka Abschied nahm, und rief aus: „Oh, Allah! Habe ich meine Sendung nicht durchgeführt?“ Und das versammelte Volk antwortete begeisternd: „Ya, Allah!“

Nach Medina zurückgekehrt, starb der Prophet in den Armen seiner Lieblingsfrau Aischa am 8. Juni 632 (13. Rabi I des Jahres 9 der Flucht). Auch bei diesem Ereignis fand eine Sonnenfinsternis statt ...

Dem Menschen Muhammed waren menschliche Schwächen nicht fremd. Lächelnd vernehmen wir seine kurze Charakterisierung durch Aischa nach seinem Tode: „Der Prophet liebte drei Dinge – Frauen, Wohlgerüche und Speisen; er konnte die beiden ersten nach Herzenslust genießen, nicht aber das dritte.“

Von Frauen liebte er temperamentvolle Witwen; von Parfums zog er Moschus allen anderen vor; von Speisen liebte er besonders Hammelfleisch, Datteln, Honig, Gurken und Kürbisse. Als Erholung flickte er gern Schuhe. Ganz besonders aber war er erfreut, wenn er den abgetrennten Kopf eines Feindes betrachten konnte. Hier war er Orientale vom reinsten Wasser. Auch seine Abneigungen waren mannigfaltig. Seidengefütterte Kleider, Zinsforderungen, Hunde, die Lügen anderer Leute, Juden und Christen konnte er nicht leiden. Dichter haßte er, und den Malern bestimmte er die Hölle.

Er war außerordentlich eitel. Als einmal eine gescheite Dichterin eine Satire auf ihn verfaßte, wurde sie mit ihrem Kind an der Brust im Schlafe umgebracht, und der rachsüchtige Muhammed lobte den Mörder. Ein anderes Mal ließ er einen Juden martern, um das Versteck eines Schatzes

zu erfahren; dann ließ er ihn töten und steckte seine Frau in seinen Harem.

Ein bei einem Propheten befremdender Charakter! Man staunt, daß er trotzdem so viel Ehrerbietung und Verehrung ernten konnte. Das Geheimnis seines Erfolges lag in der genauen Kenntnis der Wesensart seines Volkes und in der Anpassung seiner Lehre an diese. Die Araber lieben das dramatische Vorgehen, und er ließ sie diese Vorliebe bei jeder Gelegenheit voll genießen. Sie liebten ihr Land, und er gab dem Patriotismus religiöse Färbung. Wie alle Nomaden waren sie lüstern nach den Reichtümern der zivilisierten Nachbarvölker, und er machte ihnen den „Heiligen Krieg" gegen die Ungläubigen zur Pflicht, der ihnen reiche Beute brachte.

Er wußte, daß die Männer gern Frauen besitzen, und daß die Frauen gern Eigentum haben wollen. Daher erlaubte er den Männern auf Erden so viele Frauen zu haben, wie sie wollten – eine Erlaubnis, die später auf vier Frauen eingeschränkt wurde –, und versprach ihnen überdies den reichlichen Genuß der schönsten Mädchen im Paradiese, ganz besonders den auf dem Schlachtfeld Gefallenen ... Den Frauen aber gab er elf Jahrhunderte früher, als man in Europa an eine solche Möglichkeit dachte, Eigentumsrechte. Er war darauf bedacht, die Religion so leicht und angenehm wie möglich zu gestalten, und erklärt in der vierten Sure geradezu: „Gott will euch Seine Religion leicht machen, denn der Mensch ist schwach von Geburt." Die fünf kanonischen Pflichten, auf die wir unten näher eingehen, erscheinen uns Menschen von heute zwar als eine nicht leichte Bürde, doch war das Leben in den ersten Jahrhunderten für die damaligen Christen auch nicht einfach, und die Pflichten konnten auch damals auf hundert Wegen umgangen werden.

Die schon von Max Henning in seiner deutschen Koranausgabe bei Reclam zitierte Charakteristik des Propheten

von G. Weil möge mit ihrem klärenden Urteil auch diesen Abschnitt beschließen. „In der Persönlichkeit Mohammeds, welche erst bei seinem Aufenthalt in Medina recht ans Licht tritt, nicht in der verschiedenen Auffassung der Lehre vom Sündenfall und der Erlösung, oder im Leugnen der Trinität, namentlich der Trinität, wie sie zu seiner Zeit gelehrt wurde, ist der Verfall und einstige Untergang des Islam zu suchen. Christus blieb in allen seinen Lehren konsequent und besiegelte sie durch seinen Tod, Mohammed aber wich der ihm drohenden Gefahr aus, und suchte durch allerlei Ränke und zuletzt durch Gewalt sich und seiner Religion die Oberhand zu verschaffen. Auch begnügte er sich später nicht damit, allgemeine Glaubenslehren im Namen Gottes zu verbreiten, sondern auch seine positiven Gesetze und Verordnungen sollten als Emanationen des Himmels betrachtet werden, obgleich er selber durch Umstände genötigt ward, sie zu ändern, und zu wenig Herrschaft über sich besaß, um sich zuerst ihnen zu unterwerfen. Weil Muhammed selbst den Gläubigen nicht nur nicht ein Vermittler zwischen Gott und den Menschen, sondern nicht einmal ein Vorbild der Tugend sein kann, ist seine Offenbarung zum toten Buchstaben geworden, unfähig, die innere Seele mit wahrer Religiosität zu beleben. Wenn der Koran im Verhältnis zum Evangelium wie ein Anachronismus vor uns liegt, so ist es nicht, weil er einzelne Dogmen bestreitet, deren innere Bedeutung zu seiner Zeit noch gar nicht gekannt war, sondern weil er wie die Bücher Mosis Bestimmungen enthält, welche weder für alle Länder und Menschen, noch für alle Zeiten nützlich und anwendbar sind. Als Reformator, was Muhammed ursprünglich war und sein wollte, verdient er unsere volle Anerkennung und Bewunderung. Ein Araber, welcher die Schattenseite des damaligen Judentums und Christentums aufdeckte und nicht ohne Lebensgefahr den Polytheismus zu verdrängen und die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele seinem

Volk einzuprägen sucht, verdient nicht nur den größten Männern der Geschichte an die Seite gesetzt zu werden, sondern auch den Namen eines Propheten. Sobald er aber aufhört ein Duldender zu sein, sobald er der Wahrheit durch das Schwert den Sieg zu verschaffen sucht und im Namen Gottes neue Zeremoniell-, Zivil-, Polizei- und Kriminalgesetze erteilt, drückt er sich und seinem Wort den Stempel menschlicher Schwäche und Vergänglichkeit auf."

Eine gerechte Beurteilung Muhammeds verlangt jedoch andrerseits die Feststellung, daß er, als letzter in der Reihe der großen Religionsgründer, gegen seine Vorgänger sehr im Nachteil ist, weil wir seinen historischen Lebenslauf und seine Persönlichkeit ziemlich genau fassen können, während das Leben aller früheren Heilsbringer der Menschheit durchaus im Nebel der Legende liegt. Auch das Leben seines letzten Vorgängers, des Stifters der christlichen Religion, verläuft ja schon durchaus auf legendärer Basis. Die Evangelien als die einzige Quelle schildern Jesus kaum mehr als Menschen, sondern als Heiligen, der jenseits von Gut und Böse steht. Vergessen wir nicht, daß auch das Bild, das den Muhammedanern von ihrem Propheten eingeprägt wird, das eines über alle menschlichen Schwächen erhabenen Heiligen in legendärer Färbung ist, und daß die historische Objektivität verlangt, daß wir auch dieses Bild kennenlernen. Nicht wie wir, sondern wie die Bekenner des Islam sich ihren Propheten vorstellen, ist ausschlaggebend, „denn die moderne historische Kritik scheidet gerade die Züge des Prophetenbildes aus, die dem Muslim die wichtigsten, also zum Verständnis des Islam unerläßlich sind". Die orientalischen Biographien heben übereinstimmend Muhammed von Anfang an in eine übermenschliche Sphäre und lassen ihn in dieser seinen Weg zum Heil der arabischen Menschheit zurücklegen. C. H. Becker schildert diesen Weg nach den islamischen Quellen wie folgt: „In seiner weitschauenden Heilsabsicht hatte Gott das Licht des Pro-

pheten Muhammed als das erste aller Dinge erschaffen, noch vor dem Schreibrohr und den Schicksalstafeln. Durch die Generationen wanderte dies Licht des Prophetentums, bis es in dem besten der Geschöpfe, dem vornehmsten Sproß des vornehmsten Geschlechtes des ersten Volkes der Erde, am Mittelpunkt der Welt, zu Mekka in Erscheinung trat. Schon seit Jahrhunderten hatten prophetische Vorläufer in heiligen Schriften auf dieses große Ereignis vorbereitet. Wunderbare Ereignisse verkündeten der ganzen Menschheit den bedeutungsvollen Augenblick der Geburt Muhammeds; Engel öffneten die Brust des Kindes, um ihm alles Böse zu nehmen. Wie alle Propheten, hat auch er in seiner Jugend die Bitternisse des Lebens durchzumachen. Auch er hütet Schafe. Dann wird er Handelsmann. Gottes Segen ruht auf allem seinem Tun; er lernt die Welt auf großen Reisen kennen; überall huldigen ihm erleuchtete Gottesmänner, Juden und Christen, als dem künftigen Propheten. Auf der Höhe des Mannesalters naht sich ihm Gott durch den Engel Gabriel, und er beginnt seine Mission, die, erschwert durch die Sündhaftigkeit der Menschen, doch schließlich zu einem religiösen und mit Hilfe der himmlischen Heerscharen auch zu einem politischen Erfolge führt. Um Muhammed vor Gefahren zu schützen, geschehen die merkwürdigsten Wunder; er selbst vermag Kranke zu heilen, vollzieht Speisungswunder, ja erweckt sogar Tote, z. B. seine Eltern, die als Heiden gestorben waren und in den kurzen Momenten der Wiedererweckung schnell durch Annahme des Islam sich das Paradies verdienen. Er macht eine wunderbare nächtliche Reise auf einem Wundertier erst nach Jerusalem und dann in den Himmel, wo er mit Gott über die religiösen Verpflichtungen der Gläubigen verhandelt, und beschließt endlich in Medina sein Leben, nachdem er die neue Religion und den mit ihr identischen Staat, ja das ganze Leben der Gläubigen durch Wort und Beispiel so geregelt hat, wie es heute dem Gelehrten als

Ideal gilt — der ganze Islam ist also sein Werk. Auch die künftigen Geschicke seiner Gemeinde hat er mit Prophetenblick in den wesentlichen Zügen vorher verkündet. Er selbst wird am jüngsten Tag seine Frommen im Paradies um sich sammeln, nachdem er im Gericht für und wider sie gezeugt. Sein Grab und seine Reliquien sucht der Gläubige auf, um ihre Segnung zu erlangen. Sein Name wird nie ohne Segensformel gesprochen. Muhammed. der edle, gute, fehlerlose Bote Gottes, der himmlische Fürsprecher, der Wundertäter ohnegleichen!"



Der Koran

Keines der heiligen Bücher des Orients ist in den Ländern des Westens weniger bekannt als der Koran. Nachdem ihm durch die Übertragung aus dem Arabischen der eigentümliche Rhythmus der Sprache und der Wohlklang der Worte sowie der diesen oft eigene Reiz der Doppeldeutigkeit verlorengegangen ist, bleibt dem Text nicht viel mehr als sein karger Inhalt, einem Baume vergleichbar, der seiner Blätter und Blüten beraubt kahl dasteht. Dieser Inhalt nun ist für uns Westländer nichts weniger als interessant oder gar fesselnd. Enttäuscht legt der Leser das vielgenannte Buch, von dem er mit Recht hoffen konnte, daß es ihm das Tor zum besseren Verständnis einer fremden, aber anziehenden Welt, der uns benachbarten Welt des Orients, öffnen werde, beiseite. Nur wenige bringen die Überwindung auf, in diesem Gestrüpp von pathetischen Schwüren und Anreden, Ermahnungen, Anspielungen und persönlichen Haßgefühlen, von unaufhörlichen Drohungen mit den Strafen des Gerichts vorzudringen, um ab und zu eine Stelle der Poesie und Erbauung zu finden.

Das erste Befremden gilt zunächst der Reihenfolge der hundertvierzehn Suren, die wie ein Haufen von Bausteinen eines von einem Erdbeben niedergeworfenen Hauses von oberst zu unterst gekehrt aufeinander liegen. Erstaunt fragt sich der an historische Ordnung gewohnte westliche Leser, warum denn hier das evangelische Wort von den Letzten, die die Ersten, und den Ersten, die die Letzten sein werden, zum Ereignis geworden sei. Warum wurden die langen medinensischen Suren an den Anfang des Buches gesetzt, während die frühesten mekkanischen Offenbarungen erst im letzten Drittel ihren Platz gefunden haben?

Die Erklärung für diese unhistorische Anordnung mutet den westlichen Menschen dann erst recht eigentümlich an, wohl weil sie typisch orientalisch ist. Die Reihung wurde nämlich von den späteren Redaktoren nach dem Prinzip der abnehmenden Länge vorgenommen. Der Koran beginnt also mit der längsten Sure, der die anderen nach der abnehmenden Länge angereiht werden, so daß die kürzesten den Abschluß machen. Den Grund dieser Anordnung kennen wir nicht. Ausschlaggebend dafür mag auch die Entstehung des Buches gewesen sein. Die in Suren geordneten Offenbarungen wurden von Muhammed mündlich vorgebracht, viele davon wohl zu wiederholten Malen; niedergeschrieben wurden sie zunächst nicht. Reden eines „Besessenen", der Jahre lang nur von ganz wenigen ernst genommen, von den meisten verhöhnt und verspottet, ja verfolgt wurde, schreibt man nicht nieder. Auf seine überzeugten Freunde und Glaubensgenossen aber machten seine zumeist im Zustand der Ekstase ausgestoßenen Offenbarungen gewiß einen so tiefen Eindruck, daß sie zeitlebens im Gedächtnis bewahrt wurden, und auch später, wenn nicht im genauen Wortlaut, so doch annähernd genau und mit Beibehaltung der wesentlichen Schlüsselworte niedergeschrieben werden konnten. Dafür bürgt sowohl das vielfach durch märchenhafte Berichte bezeugte, uns geradezu übermenschlich gut erscheinende Gedächtnis dieser unverbrauchten Orientalen jener Zeit, wie auch der unvergeßlich starke Eindruck, den Prophetenworte auf den gläubigen oder ehrerbietig gesinnten Hörer zu allen Zeiten gemacht haben, wie alle jene bezeugen werden, die einmal Gelegenheit hatten, mit einem der orientalischen Propheten der Jetztzeit, etwa seinerzeit mit Abdul Baha in Haifa oder mit Gandhi Reden zu wechseln. Worte solcher Männer prägen sich dem Gedächtnis der Zuhörer ein, als ob sie mit dem Kalam, dem Schreibstift, hineingeschrieben worden wären. Solches kann nun allerdings nur für die

kurzen, mekkanischen Offenbarungen geltend gemacht werden, für die langen medinensischen Predigten wäre es unmöglich gewesen. In Medina aber war Muhammed schon der große Prophet, dessen Reden wahrscheinlich unmittelbar nach ihrer Verkündigung oder selbst während dieser schriftlich festgehalten wurden. Die trotzdem unvermeidlichen Mißverständnisse und oft absichtlichen Änderungen machten zwar manche Textstellen unklar, konnten aber am Wesentlichen des Inhalts kaum etwas ändern.

Die dem Koran eigentümliche Anlage nun, nach dem Prinzip der abnehmenden Länge, kommt andrerseits auch dem westlichen Leser auf halbem Weg entgegen, sobald dieser, gleichsam die orientalische Leseweise nachahmend, die Lektüre von rückwärts, mit der letzten Sure beginnt. Ohne durch die Längen der medinensischen Predigten ermüdet oder enttäuscht zu sein, erhält er so einen unmittelbaren und erfrischenden Eindruck von den mit Leidenschaft, Phantasie und dichterischer Kraft, häufig wie im Paroxysmus der Ekstase ausgestoßenen knapp-wuchtigen Offenbarungen der ersten mekkanischen Zeit. Hier erfährt der Leser auch in knappen Worten vieles von dem, was später, d. h. in Wirklichkeit also mehr am Anfang, in immer längeren Wiederholungen wiederkehrt.

Stellen wir uns, um die Grundstimmung des Koran zu erfassen, die Lage Muhammeds vor, als er sich vor die schwierige Aufgabe gestellt sah, einer Welt von Gegnern und spöttischen Zweiflern eine Lehre aufzuzwingen, deren wesentliche Grundlagen ihm seiner Überzeugung nach von Allah geoffenbart worden waren. Zur Erreichung seines Zieles schien ihm jedes Mittel recht und billig. Er bediente sich der vor ihm und seither stets bewährten Methode des Versprechens und der Drohung. Zucker in der einen und die Geißel in der anderen Hand, ging er gegen die Mekkaner vor. Half das eine Mittel nicht, so wendete er das andere an. Sein Zucker war das Paradies, der Höllenpfuhl



Koranseite mit der Basmala



die Geißel. Fast in jeder zweiten von den einhundertvierzehn Suren ist entweder vom einen oder vom andern, meistens aber von beiden die Rede. Häufig kleiden sich die Anspielungen auf diese Stätten der höchsten Wonnen und der tiefsten Pein in die lockendsten oder aber furchterregendsten Schilderungen. Als stichhaltige Bestätigung für seine Sendung wies der kluge Prophet auf seine Vorgänger hin, die alle von Allah gesandt worden waren, um ihre Völker vor den Schrecken des Gerichtstages zu warnen, denn diese Warnung war der Hauptzweck, den Muhammed in der ersten Zeit seiner prophetischen Tätigkeit verfolgte. Zu der Lehre, daß es neben Allah keinen Gott gebe, also zur Verkündung des in der hundertzwölften Sure erfaßten Einheitsbekenntnisses kam er erst später. Noah, Abraham, Moses, Jonas und andere waren seine Vorgänger. Die ihnen nicht hatten folgen wollen, seien unentrinnbar dem Untergang verfallen, die Widersacher Noahs, die Leute von Sodom und Gomorra, die Leute des Pharao. „Und jedes Volk hat seinen Termin; und so sein Termin gekommen ist, so können sie ihn um keine Stunde aufschieben oder beschleunigen." – „O Kinder Adams", läßt er Allah verkünden, „wenn zu euch Gesandte aus euch kommen, die euch meine Zeichen verkünden, dann soll, wer da gottesfürchtig ist und sich bessert, keine Furcht über sie kommen und nicht sollen sie traurig sein." – „Diejenigen aber, welche unsre Zeichen der Lüge zeihen und sich in Hoffart von ihnen abwenden, sie sind des Feuers Gefährten und sollen ewig darinnen verweilen." – „Siehe, diejenigen, die unsere Zeichen der Lüge zeihen und sich hoffärtig von ihnen abwenden, nicht werden ihnen geöffnet die Tore des Himmels und nicht gehen sie ein ins Paradies, ehe denn ein Kamel durch ein Nadelöhr geht; und also belohnen wir die Missetäter." – „Ihnen sei Dschehannam der Pfühl und über ihnen seien Decken (aus Feuer); und also belohnen wir die Sünder" (VII, 32–34, 38, 39)[2].

„Das Bild des Paradieses, das den Gottesfürchtigen verheißen ward: In ihm sind Bäche von Wasser, das nicht verdirbt, und Bäche von Milch, deren Geschmack sich nicht ändert, und Bäche von Wein, köstlich den Trinkenden.“ – „Und Bäche von geklärtem Honig; und sie haben in ihnen allerlei Früchte und Verzeihung von ihrem Herrn. Sind sie gleich dem, der ewig im Feuer weilen muß, und denen siedendes Wasser zu trinken gegeben wird, das ihnen die Eingeweide zerreißt?“ (XLVII, 16–17).

Hinreißend wird das Paradies in einer der frühen Mekkaner Suren geschildert: „Wenn die Eintreffende (Stunde) eintrifft, wird keiner ihr Eintreffen leugnen; wenn die Erde in Beben erbebt, und die Berge in Staub zerstieben, und gleich zerstreuten Atomen werden, werdet ihr drei Arten sein: Die Gefährten der Rechten und die Gefährten der Linken, und die Vordersten auf Erden, die Vordersten im Paradiese. Sie sind die (Allah) Nahegebrachten, in Gärten der Wonne. Eine Schar der Früheren und wenige der Späteren auf durchwobenen Polstern, sich lehnend auf ihnen einander gegenüber. Die Runde machen bei ihnen unsterbliche Knaben, mit Humpen und Eimern und einem Becher von einem Born. Nicht sollen sie Kopfweh von ihm haben und nicht das Bewußtsein verlieren. Und Früchte, wie sie sich erlesen, und Fleisch und Geflügel, wie sie's begehren, und großäugige Huris gleich verborgenen Perlen, als Lohn für ihr Tun.“ Dagegen die Gefährten der Linken, die Unseligen: „In Glutwind und siedendem Wasser, und Schatten von schwarzem Rauch, nicht kühl und nicht angenehm. Alsdann siehe, ihr Irrenden und ihr Leugner, wahrlich essen sollt ihr von dem Baume Sakkum, und füllen von ihm die Bäuche, und darauf trinken von siedendem Wasser, und sollet trinken wie durstvolle Kamele, das ist eure Bewirtung am Tag des Gerichts.“ (LVI, 1–56.) Eifernd läßt der Prophet durch seinen Mund auf seine Schöpfung hinweisen in jener echt semitischen, an den zürnenden

Gott des Alten Testaments anklingenden Weise: „Wir erschufen euch, und warum wollt ihr nicht glauben? Was meint ihr? Was euch an Samen entfließt, habt ihr es erschaffen, oder erschufen wir es? Wir haben unter euch den Tod verhängt, doch sind wir nicht daran verhindert, daß wir euch durch euresgleichen ersetzen und euch (neu) erschaffen, wie ihr es nicht wisset. Und wahrlich, ihr kennet die erste Schöpfung, warum laßt ihr euch da nicht ermahnen? Und betrachtet ihr, was ihr säet? Lasset ihr es wachsen, oder wir? Wenn wir wollten, wahrlich, wir machten es zu Bröckeln, daß ihr euch verwundern solltet. Siehe, wir haben uns Kosten gemacht, doch ist uns (die Ernte) verwehrt. Und betrachtet ihr das Wasser, das ihr trinkt? Habt ihr es aus den Wolken herabgesandt oder wir? Wenn wir wollten, wir machten es bitter, – und warum danket ihr nicht? Und betrachtet ihr das Feuer, das ihr reibt? Habt ihr seinen Baum erschaffen, oder wir? Wir haben ihn zu einer Mahnung gemacht und zu einem Nießbrauch für die Bewohner der Wüste. Drum preise den großen Namen deines Herrn." (LVI, 57–73.)

Mit apokalyptischer Gewalt wird der Gerichtstag erschaut: „Und wenn in die Posaune gestoßen wird mit einem einzigen Stoß, und von hinnen gehoben werden die Erde und die Berge und zerstoßen werden mit einem einzigen Stoß, dann wird an jenem Tage eintreffen die Eintreffende (Stunde); und spalten wird sich der Himmel, denn an jenem Tage wird er zerreißen; und die Engel werden zu seinen Seiten sein und acht werden den Thron deines Herrn ob ihnen tragen an jenem Tage. An jenem Tage werdet ihr vorgeführt werden; nichts Verborgenes von euch soll verborgen sein." (LXIX, 13–18.)

Und immer neue Freuden und Wonnen weiß der Prophet dem himmlischen Paradies anzudichten: „Und er belohnt sie für ihre Standhaftigkeit mit einem Garten und

Seide. Gelehnt in ihm auf Hochzeitsthronen, sehen sie in ihm weder Sonne noch schneidende Kälte, und nahe über ihnen sind seine Schatten, und nieder hängen über sie ihre Trauben; und es kreisen unter ihnen Gefäße von Silber und Becher wie Flaschen; Flaschen aus Silber, deren Maß sie bemessen. Und sie sollen darinnen getränkt werden mit einem Becher, gemischt mit Ingwer; eine Quelle ist darinnen, geheißen Salsabil; und die Runde machen bei ihnen unsterbliche Knaben; sähest du sie, du hieltest sie für zerstreute Perlen. Und wenn du hinsiehst, dann siehst du Wonne und ein großes Reich. Angetan sind sie mit Kleidern von grüner Seide und Brokat, und geschmückt sind sie mit silbernen Spangen, und es tränkt sie ihr Herr mit reinem Trank: ‚Siehe, das ist euer Lohn und euer Eifer ist bedankt.'" (LXXIV, 12–22.)

Maßlosen Ärger bereiteten dem Propheten die Juden von Medina. In der zweiten Sure des Koran, der längsten seiner medinensischen Predigten, rechnet er mit ihnen ab. „Siehe, den Ungläubigen ist's gleich, ob du sie warnst oder nicht warnst, sie glauben nicht. – Versiegelt hat Allah ihre Herzen und Ohren, und über ihre Augen ist eine Hülle, und für sie ist schwere Strafe. – Etliche der Menschen sprechen wohl: Wir glauben an Allah und an den jüngsten Tag; doch sind sie keine Gläubigen. – Betrügen wollen sie Allah und die Gläubigen, und nur sich selber betrügen sie und wissen es nicht. – Ihre Herzen sind krank und Allah mehrt ihre Krankheit und für sie ist schwere Strafe für ihr Lügen. – Spricht man zu ihnen: ‚Stiftet nicht Verderben auf der Erde', so sprechen sie: ‚Wir sind ja die Rechtschaffenen.' – Ist's aber nicht, daß sie die Verderbenstifter sind? Doch wissen sie's nimmer. – Spricht man zu ihnen: ‚Glaubet wie die Leute gläubig wurden', so sprechen sie: ‚Sollen wir glauben wie die Toren glaubten?' Ist's aber nicht, daß sie die Toren sind? Doch begreifen sie's nicht. – Wenn sie mit den Gläubigen zusammentreffen, so sprechen sie: ‚Wir

glauben'; sind sie jedoch allein mit ihren Satanen (den abseits stehenden Juden), so sprechen sie: ‚Siehe, wir stehen zu euch und treiben nur Spott.' – Allah wird sie verspotten und weiter in ihrer Rebellion verblendet irre gehen lassen."

Das semitische Hin- und Herreden und das Feilschen um die Huld Allahs und das Jenseits hat auf uns meist eine andere Wirkung als die gewollte. „Wo immer ihr seid, einholen wird euch der Tod, auch wenn ihr wäret in ragenden Türmen. Und so ihnen ein Gutes widerfährt, sprechen sie: ‚Dieses ist von Allah'. Und so ihnen ein Übles widerfährt, sprechen sie: ‚Dieses ist von dir (nämlich Muhammed).' Sprich: Alles ist von Allah (IV, 80). Siehe, diejenigen, welche glauben und hernach ungläubig werden, dann wieder glauben und dann noch zunehmen an Unglauben, denen verzeiht Allah nicht und nicht leitet er sie des Weges (IV, 136). Siehe, die Heuchler wollen Allah betrügen, doch betrügt er sie (IV, 141)." So redet der Prophet fort und fort, stets mit Strafen drohend für die Schlechten und und herrliches Leben verkündend für die Guten: „Siehe, die Heuchler sollen sein in der untersten Feuerstiefe; und nimmer findest du einen Helfer für sie: Außer für die, welche umkehren und sich bessern und ihre Zuflucht zu Allah nehmen und lautern Glaubens zu Allah sind; diese sollen sein mit den Gläubigen, und wahrlich, geben wird Allah den Gläubigen gewaltigen Lohn (IV, 144/5)."

Obgleich der Prophet in der zehnten (mekkanischen) Sure sagt, daß es ihm nicht zustehe, den Koran abzuändern, sieht er sich später doch veranlaßt, ältere Offenbarungen aufzuheben und durch neuere, bessere zu ersetzen: „Was wir auch in Versen aufheben, oder in Vergessenheit bringen, wir bringen bessere oder gleiche dafür. Weißt du nicht, daß Allah über alle Dinge Macht hat?" Er hätte wohl sagen sollen: „Wißt ihr nicht, daß der Prophet auch nur ein Mensch ist und sich irren kann?" Dieses Allzumenschliche ebenso wie die bruchstückweise

Bekanntgabe der Offenbarungen wurde von den Gegnern oft genug angegriffen. Man stellte die verfängliche Frage, warum nicht der ganze Text des himmlischen Buches auf einmal mitgeteilt werde, die von Muhammed ärgerlich mit allerlei Ausreden begründet wurde. In Wirklichkeit waren seine späteren Predigten fast immer durch das Verhalten seiner Gegner, der Ungläubigen, bedingt; sie waren fast immer Antworten des Propheten auf die Lage des Tages, also Gelegenheitsoffenbarungen, diktiert als Kampfmittel gegen die Widersacher. Damit hängt auch die Unvollständigkeit des Koran zusammen. Nichts wird zu Ende gebracht, sondern das Ganze ist ein Roman in Fortsetzungen, die mit dem Tode Muhammeds aufhörten. Allah, der sich bald in heftigen Drohungen, dann wieder in väterlichen Versprechungen zu seinem jüngsten auserwählten Volk herabneigte, war seinem Gesandten gegenüber besonders huldvoll. Was dieser wünschte, wurde ihm gern gewährt. So ließ sich Muhammed über seinen Harem von Allah folgende beruhigende Erklärung geben: „O Prophet, wir erlauben dir deine Gattinnen, denen du ihre Mitgift gabst und (die Skavinnen), die deine Rechte besitzt, von dem, was dir Allah an Beute gab, und die Töchter deines Oheims und deiner Tanten väterlicherseits, sowie die Töchter deines Oheims und deiner Tanten mütterlicherseits, die mit dir auswanderten, und jedes gläubige Weib, wenn es sich dem Propheten schenkt, so der Prophet sie zu heiraten begehrt: Ein besonderes Priveleg für dich vor den Gläubigen" (XXXIII, 49). Propheten wissen solche Privilegien zu schätzen. Auch Joseph Smith, der amerikanische Muhammed und Gründer der Mormonensekte, ließ sich ein ähnliches Privileg von Gott in einer Vision offenbaren. Auch die heikle Frage des Beuterechtes, das nach seinem Tod für die erobernden Araber eine ergiebige Quelle der Wohlhabenheit wurde, regelte der Prophet nach der Schlacht von Bedr kurz und bündig: „Sie werden dich über die

Beute fragen“ – läßt er Allah verkünden – „Sprich: Die Beute gehört Allah und dem Gesandten“ (VIII, 1).

Neben diesen durch die Tagesgeschehnisse gebotenen Vorschriften materieller Natur enthält der Koran doch auch rein religiös gestimmte, zum Gebet geeignete Offenbarungen, wie die dreiundzwanzigste Sure, die den Gläubigen die wichtigsten religiösen Gebote mitteilt, ferner von der Erschaffung des Menschen, der Erde und der sieben Himmel handelt, oder die sechsundzwanzigste Sure, die ein unserem Vater Unser ähnliches Gebet einschließt. „...dem Herrn der Welten, der mich erschuf und mich leitet, und der mich speiset und tränkt; und so ich krank bin, heilt er mich. Und der mich sterben lässet, alsdann wieder lebendig macht, und der, wie ich hoffe, mir meine Sünden verzeihen wird am Tag des Gerichts. Mein Herr, gib mir Weisheit und laß mich zu den Rechtschaffenen kommen, und gib mir einen guten Namen unter den Späteren und mache mich zu einem der Erben des Gartens der Wonne, und vergib meinem Vater; siehe, er ist einer der Irrenden. Und tue mir nicht Schande an am Tage der Auferweckung, am Tage, da weder Gut noch Söhne helfen, es sei denn, wer zu Allah kommt mit heilem Herzen.“ (XXVI, 77–89.) In diesen und anderen Suren schwingt sich der Prophet zu dichterischer Höhe auf, die in den letzten Suren des Koran, die seine frühesten Offenbarungen enthalten, durch die kurzen, wie in seherischer Begeisterung ausgestoßenen Sätze am eindrucksvollsten wird. In dieser ersten Zeit seiner Sendungstätigkeit hatte sich Muhammed noch nicht zu jener Selbstsicherheit aufgeschwungen gehabt, mit der er später auftrat. Zwischen der ersten und zweiten Offenbarung, die in der 96. und 79. Sure festgehalten sind, soll ein langer Zeitraum des Schweigens und der Zweifel an seiner Sendung vergangen sein. Nach langer Pause, und offenbar in einem epileptischen Anfall, glaubte er diese Worte gehört zu haben:

O du (mit deinem Mantel) Bedeckter,
Steh auf und warne,
Und deinen Herrn, verherrliche (ihn),
Und deine Kleider, reinige (sie),
Und den Greuel (Götzendienst), flieh ihn,
Und spende nicht, um mehr zu empfahn,
Und harr auf deinen Herrn in Geduld.
Und wenn ins Horn geblasen wird,
So ist das an jenem Tag ein schwerer Tag,
Für die Ungläubigen nicht leicht!
Laß mich allein mit dem, den ich geschaffen[3],
Und dem ich reiches Gut verlieh,
Und Söhne vor seinen Augen,
Und für den ich alles eben machte;
Doch wünscht er, daß ich noch mehr tue.
Keineswegs; siehe, er ist widerspenstig gegen unsre Zeichen.
Aufladen will ich ihm Qual;
Siehe, er sann und plante,
Und – Tod ihm! – wie plante er!
Noch einmal – Tod ihm! –, wie plante er!
Dann schaute er zu,
Dann runzelte er die Stirn und blickte finster,
Dann kehrte er den Rücken voll Hoffart
Und sprach: „Das ist nur eine Zaubergeschichte,
Das ist nur Menschenwort."
Brennen will ich ihn lassen im Höllenfeuer. (LXXIV, 1–26.)

Eine auch von Goethe bewunderte dichterische Stelle schildert, wie Abraham zum Monotheismus kam. „Und (gedenke), als Abraham sprach zu seinem Vater Asar: ‚Nimmst du Bilder zu Göttern an? Siehe, ich sehe dich und dein Volk in offenkundigem Irrtum.' – Und ebenso zeigten wir Abraham das Königreich der Himmel und der Erde, damit er zu den Festen im Glauben gehöre. – Und da die Nacht ihn überschattete, sah er einen Stern. Er sprach: ‚Das ist

mein Herr.‘ Als er aber unterging, sprach er: ‚Nicht liebe ich, was untergeht.‘ – Und als er den Mond aufgehen sah, sprach er: ‚Das ist mein Herr.‘ Und als er unterging, sprach er: ‚Wahrlich, wenn mich nicht mein Herr leitet, so bin ich einer der Irrenden.‘ – Und als er die Sonne aufgehen sah, sprach er: ‚Das ist mein Herr; das ist das größte.‘ Als sie jedoch unterging, sprach er: ‚O mein Volk, ich habe nichts mit euern Göttern zu schaffen. – Siehe, ich wende mein Angesicht lautern Glaubens zu dem, der die Himmel und die Erde erschaffen, und nicht gehöre ich zu denen, die (Gott) Gefährten geben.‘“ (VI, 74–79.)

Zeitgenossen bezeugen, daß Muhammed einen guten Teil seines Erfolges dem Wohllaut und der Zierlichkeit seiner Sprache verdankte, die keine Übersetzung wiedergeben kann. „Die kurzen, von einem freien, schwebenden Rhythmus getragenen, und durch einen Reim zusammengehaltenen Glieder der ältesten Offenbarungen müssen dem Sadsch (den orakelhaften Sprüchen) der alten Wahrsager sehr nahegestanden haben. Ihr Inhalt, das höchst persönliche Ringen einer Seele um ihr und der Menschheit Heil war allerdings für Arabien neu. Aber auch als an die Stelle der Ekstase ruhige Reflexion trat, als der Prophet mit Erzählungen das Interesse seiner Landsleute zu fesseln sich bemühte, ja, als endlich gar die Offenbarung zu einer bloßen Form für Verordnungen und Gesetze herabsank, muß ihre Sprache noch die Bewunderung der Araber erregt haben.“ (Brockelmann.)

Als der Prophet sein Ende herannahen fühlte, soll er zu seiner Umgebung gleichsam als Testament die folgenden Abschiedsworte gesprochen haben, die ihren Weg in die fünfte Sure gefunden haben: „Heute habe ich euch vollendet euern Glauben und habe erfüllt an euch meine Gnade, und es ist mein Wille, daß der Islam euer Glaube ist. Und wenn einer ohne Hinneigung zur Sünde durch Hunger bedrängt wird, siehe, so ist Allah verzeihend und barmherzig.“

Die Pfeiler der Religion

Die fünf kanonischen Pflichten, die „Pfeiler der Religion“, sind das Glaubensbekenntnis, die Reinigung und das Gebet, das Fasten im Ramadan, die Wallfahrt (Haddsch) und die Armensteuer (Wohltätigkeit).

Da das Gebet des Unreinen keine Erhörung findet, so schreibt der Koran vor, zuvor das Gesicht und die Hände bis zum Ellbogen zu waschen und den Kopf und die Füße bis zu den Knöcheln abzureiben. Für diese täglichen fünfmaligen Waschungen, die der Muslim mit der Genauigkeit eines magischen Rituals befolgt, indem er sich hütet, ja nicht mehr vom Körper mit zu reinigen als die vorgeschriebenen Teile, befinden sich in den Höfen größerer Moscheeanlagen Brunnen. Außer dieser „kleineren“ Waschung gibt es auch eine große, die den ganzen Körper umfaßt und bei besonderen Gelegenheiten vorzunehmen ist. In Ermangelung von Wasser, auf Wüstenreisen, dient Sand zum Abreiben. Wie der Körper, soll auch der Boden rein sein, der zu diesem Zweck mit einer Matte, einem Teppich oder einem Mantel überbreitet wird. Teppiche aller Art eignen sich dafür, es braucht durchaus kein „Gebetteppich“ zu sein, der durch sein Nischenmuster die Gebetsnische der Moschee, den Mihrab, ersetzen soll. Die Schuhe werden abgelegt. Die fünf täglichen Gebete sind: das Morgengebet beim ersten schwachen Lichtschimmer im Osten (nicht bei Sonnenaufgang, weil die Ungläubigen zu dieser Zeit die Sonne anbeten), das Mittagsgebet, das

Nachmittagsgebet anderthalb Stunden vor Sonnenuntergang, das Abendgebet kurz nach Sonnenuntergang und zwei Stunden darnach das Nachtgebet. Diese Gebete verrichtet der Muslim, wo immer er sich befindet, auf der Reise oder im Verkaufsladen. Die Zeiten des Gebets werden in großen Moscheen durch einen Gebetsrufer, Muezzin, angezeigt, indem er vom Dach der Moschee oder von der Galerie eines Minarets mit wohltönendem Gesang die Worte ausruft: Allahu akbar (dreimal), aschhadu anna la illaha ill a-llah wa Muhammadun rasulu-llah, hajja ala-s-salah (zweimal); das heißt: „Gott ist groß! Ich bezeuge, daß es keinen Gott gibt außer Allah und Muhammed der Gesandte Gottes ist. Herbei zum Gebet." Auch in der Nacht hört man manchmal den Gebetsruf, um die Gläubigen, die noch wach sind, zum Gebet zu ermahnen. Um weder den christlichen Sonntag noch den jüdischen Sabbat nachzuahmen, bestimmte der Prophet den Freitag als den „Versammlungstag", an dem das feierliche gemeinsame Gebet in der *Masdschid-i-dschuma,* der Freitagsmoschee, auch *dschamia* oder *dschami,* die Versammelnde, genannt, stattfindet.

Das Gebet des Muslim ist kein ganz einfacher Vorgang, so daß man oft sagen hört: Der kann beten, der kann nicht beten. Das Gebet wird in stehender Haltung begonnen, das Gesicht des Beters ist nach Mekka gewendet, die Füße werden nicht ganz aneinandergestellt. Die offenen Hände zu beiden Seiten des Gesichts emporhebend und mit den Spitzen der Daumen die Ohrläppchen berührend, sagt der Betende: Allah akbar, „Gott ist groß!" Noch immer stehend, nun aber die Hände, die linke in der rechten, ein wenig unter dem Gürtel vor sich haltend, rezitiert er halblaut die erste Sure, das muhammedanische, ebenfalls siebenfach gegliederte Vaterunser, *al Fatiha,* deren erster, tausendmal zitierter und aufgeschriebener Vers die *Basmala* genannt wird:

„bismi llahi al-rahmani al-rahimi,
Im Namen Gottes, des barmherzigen Erbarmers.
Der Preis ist Gottes, des Herren der Welten,
Des barmherzigen Erbarmers, des Herrschers am Tage des
Gerichts.
Dich beten wir an, und von Dir erflehen wir Hilfe.
Führe uns auf dem graden Pfade, dem Pfade
Jener, welchen Du Gnade schenkst, denen
Du nicht zürnst, und die nicht in der Irre wandeln. Amen."

Danach folgt eine andere Sure geringen Umfangs, gewöhnlich die 112.: „Sprich! Es ist Gott *einer,* der ewige Gott; er hat nicht gezeugt und ist nicht gezeugt und nicht ist seinesgleichen einer!" Mit einem „Gott ist groß" erfolgt der Übergang zum nächsten Gebetsabschnitt: „(Ich bekenne) die Vollkommenheit meines Herrn, des Großen" (dreimal), „Gott wolle hören, der ihn preist. Unser Herr, der Preis ist Dein." „Gott ist groß" (auf die Knie sinkend) „Gott ist groß." – „Die Vollkommenheit meines Herrn, des Allerhöchsten" (dreimal). – „Gott ist groß" (auf die Knie sinkend), „Gott ist groß." – „Die Vollkommenheit meines Herrn des Allerhöchsten" (dreimal, dann unter Erheben des Kopfes): „Gott ist groß."

Damit ist eine Gebetstour (*Reka*) beendigt. Da jedes Gebet mindestens zwei Rekas umfassen soll, erhebt sich der Betende und begibt sich wiederum in die stehende Positur mit herabhängenden Armen und aufeinandergelegten Händen, von der aus dann die zweite Reka mit Wiederholung der in der ersten geübten Stellungen erfolgt. Nach jeder zweiten und stets nach der letzten Reka folgt in einer Stellung, in der der Betende auf den Unterschenkeln sitzt: „Der Preis ist Gottes und das Gebet und die guten Werke. Friede sei über Dir, o Prophet, und die Barmherzigkeit Gottes und seine Segnungen. Friede sei über uns und über den Knechten Gottes, den Gläubigen." Darnach das Glau-

bensbekenntnis: „Ich bezeuge, daß kein Gott ist außer Allah, und ich bezeuge, daß Muhammed sein Knecht und sein Gesandter ist.“ Nach der letzten Reka endlich wird das Gebet abgeschlossen, indem der Betende, über die rechte Schulter blickend, sagt: „Friede sei über euch und die Barmherzigkeit Gottes“, und dieselben Worte, über die linke Schulter blickend, wiederholt. Vor diesem Abschluß darf er persönliche Bitten an Gott einschalten.

Die dritte kanonische Hauptpflicht besteht im Halten der Fasten während des Monats Ramadan, dem neunten Monat des muhammedanischen Jahres. Da dieses als Mondjahr um elf Tage kürzer ist als unser Sonnenjahr, verschiebt sich jeder Monat binnen dreiunddreißig Jahren durch alle Jahreszeiten, und sooft er in die Sommerzeit fällt, ist das Fasten des langen Tages wegen eine schwere, auch die Arbeit sehr beeinträchtigende Entbehrung, die deshalb heute vielerorts modifiziert oder abgeschafft wurde[4]. Der Grund für diese Ansetzung der Fasten ist Muhammeds göttliche Berufung zum Propheten am 27. Ramadan 610 oder 612. Das Fasten besteht im Verzicht auf Speise und Trank wie auf alle sonstigen Genüsse, Wohlgerüche, Bäder und Tabakrauchen den Tag über, d. h. von der Morgendämmerung bis Sonnenuntergang. Man kann sich vorstellen, was es heißt, unter der glühenden Sonne Ägyptens, Arabiens oder Indiens einen ganzen langen Sommertag zu verbringen, ohne die Lippen auch nur mit einem Tropfen Wasser zu netzen.

Die vierte kanonische Pflicht, die Wallfahrt, ist die bei weitem schwerste. Die Wallfahrt nach Mekka soll wenigstens einmal im Leben gemacht werden, und dort sollen im zwölften Monat des Jahres, dem „Wallfahrtsmonat“, die altheiligen Zeremonien vollzogen werden. An der Grenze des heiligen Gebiets angekommen, vertauschen die Pilger ihre Kleidung mit dem Pilgergewand: zwei Stücken beliebigen Zeugs, von denen eins um die Schultern,

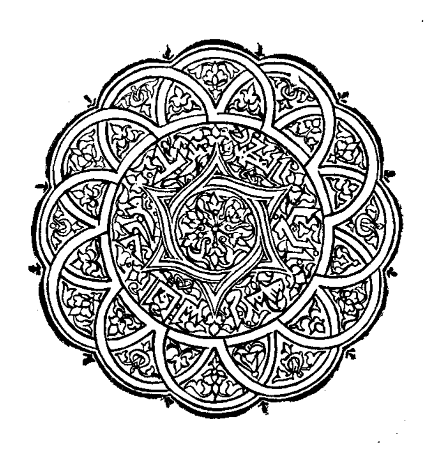
das andere um die Hüften geschlungen wird. Dazu werden Sandalen angelegt, wogegen das Haupt unbedeckt bleibt. Die erste Zeremonie ist die Umwandlung der Kaba. Diese steht ungefähr in der Mitte eines von einer doppelten Kolonnadenreihe eingefaßten freien Platzes von etwa 200 Schritt Länge und 150 Schritt Breite und bildet, was auch der Name Kaba besagt, einen mit Stoff verkleideten Stein-„Würfel" von etwa 50 Fuß Länge, 30 Fuß Tiefe und 35 bis 40 Fuß Höhe. Ihr Inneres, in welchem einst die Götzenbilder standen, scheint gegenwärtig leer zu sein. An der Ostecke ist vier bis fünf Fuß über der Erde der berühmte schwarze Stein eingemauert, ein Oval von etwa sieben Zoll im Durchmesser. Der Stein soll der Legende nach von Adams Freudentränen seine Farbe angenommen haben, als Adam, aus dem Paradies vertrieben, Eva wiederfand, deren Grab noch heute in Dschidda, dem Hafenplatze von Mekka, gezeigt wird. Obwohl der Brauch, den schwarzen Stein zu küssen, urheidnisch ist, hat Muhammed ihn ebenfalls in das Wallfahrtszeremoniell mit aufgenommen. Ein weiterer Pilgerbrauch ist das Trinken aus dem neben der Kaba entspringenden Brunnen Semsem, der einst Ismael und dessen Mutter Hagar vor dem Verschmachten in der Wüste rettete. Daran schließen sich dann allerlei andere Zeremonien, die durch das Tal von Mina bis zu dem etwa drei Meilen westlich von Mekka gelegenen Berge Arafat führen, und ein großes Opferfest, zu welchem die Beduinen große Herden von Schafen herbeitreiben, krönt und beschließt die Wallfahrtsgebräuche. Zu ebenderselben Zeit, vom zehnten bis dreizehnten Tag des Wallfahrtsmonats, feiern auch die Muslims, die an der Pilgerfahrt nicht teilnehmen, im ganzen Bereich des Islam das große „Opferfest", von den Türken Korban Beiram genannt, mit Schlachten eines Schafes und gegenseitigem Beschenken. Gemäß dem Koran können nur Mittellosigkeit, Krankheit und Unfreiheit die Unterlassung der Wallfahrt entschul-

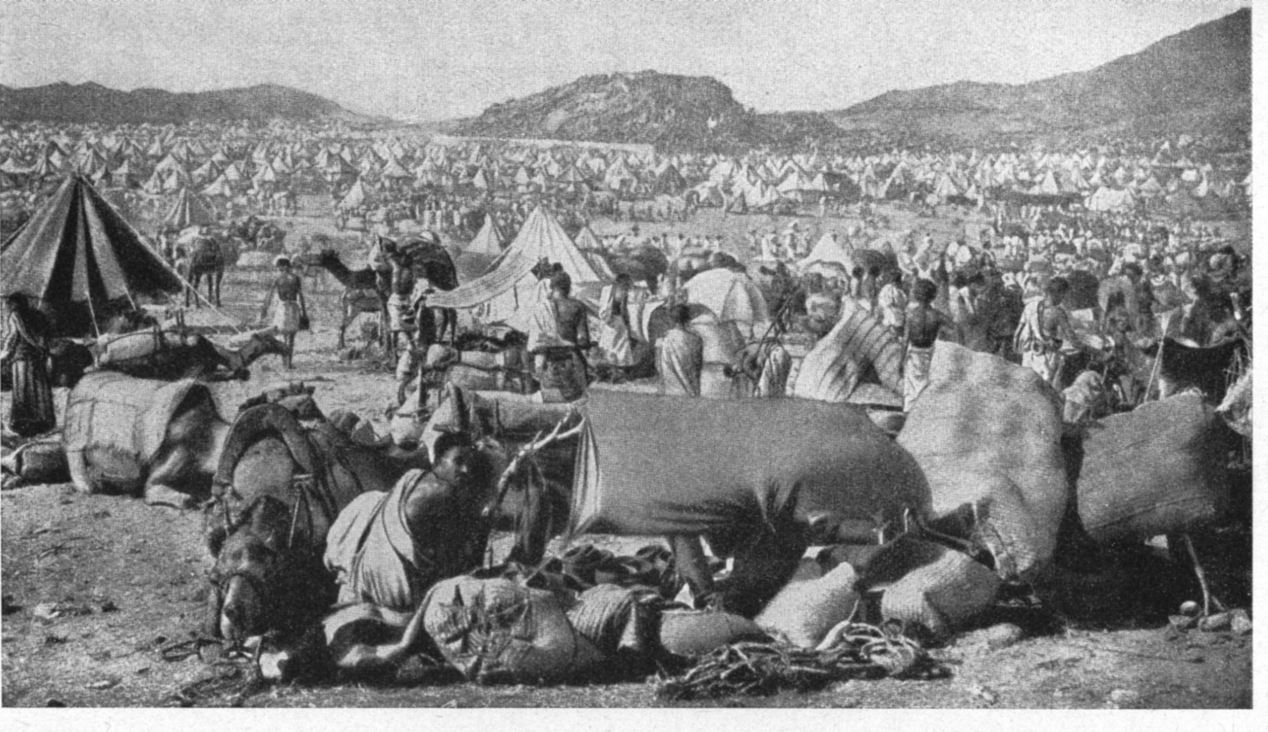
digen, doch hat sich im Laufe der Zeit die Anschauung durchgesetzt, daß die jährliche Pilgerfahrt nach Mekka eine Pflicht der islamischen Gesamtgemeinde ist, und daß dieser Pflicht Genüge geschieht, wenn eine hinreichende Zahl von Gläubigen sich an der Wallfahrt beteiligt. Eben deshalb gibt es viele Muslims, die nie nach Mekka gekommen sind. Dagegen ist es beim Heiligen Krieg, der zur Abwehr eines Angriffes auf islamisches Land ausgerufen wird, Pflicht jedes einzelnen Muslim, jung oder alt, am Dschihad teilzunehmen.

Großen Lohn hat der Prophet denen, die in solch heiligem Kriege kämpfen und fallen, verheißen. „Und wähnet nicht die in Allahs Weg Gefallenen für tot; nein, lebend bei ihrem Herrn werden sie versorgt. Freudig über das, was Allah von seiner Huld ihnen gab, und von Freude erfüllt über die hinter ihnen, die sie noch nicht eingeholt, daß keine Furcht über sie kommen wird und sie nicht trauern werden: Von Freude erfüllt über die Gnaden von Allah und Huld, und daß Allah den Lohn der Gläubigen nicht verloren gehen läßt.“ (III, 163–165.) „O ihr Gläubigen! Ich weise euch hin auf einen Handel, der euch errettet aus schmerzlicher Strafe, indem ihr glaubt an Gott und seinen Gesandten und kämpfet auf dem Wege Gottes mit eurem Gut und eurem Leben. Das ist am besten für euch, wenn ihr einsichtig seid. Dann wird er euch vergeben eure Sünden und euch hineinführen in Gärten, von Strömen durchflossen, in gute Wohnstätten, in Wonnegärten – das ist die große Glückseligkeit.“ (LXI, 10–12.)

Endlich ist das Almosengeben eine der religiösen Hauptpflichten des Muslim. Auch im Islam gilt der Glaube ohne Werke als tot. „Die guten Werke verrichten“, ist für die Gläubigen ebenso wichtig wie der Glaube selbst. Zu diesen guten Werken gehört aber obenan das Geben von Almosen (Sakát), das sich zu einer Armensteuer auswuchs und jegliches sonstiges Ausgeben von Geld und Gut

zu guten Zwecken. „Die Frömmigkeit ist nicht das, daß ihr euer Gesicht nach Osten und nach Westen wendet, sondern die Frömmigkeit ist, wer an Gott, den Jüngsten Tag, die Engel, die Schrift und die Propheten glaubt und sein Vermögen, so sehr er es liebt, den Verwandten, den Waisen, den Armen, dem Wanderer und den Bettlern gibt und auf die Sklaven wendet, und das Gebet recht leistet und die Armensteuer gibt.“ (II, 172.) Almosen ist „ein schönes Darlehen, das Gott doppelt zurückgeben wird, denn Gott ist dankbar.“ „Du nimmst nur das mit in die Ewigkeit, was du gegeben hast.“ –





Pilgerlager am Berge Arafah



Die islamische Glaubenslehre

Der Islam ist ein Zweig der monotheistischen Religionen Westasiens. Als jüngste unter ihnen hat er aus den andern Nutzen gezogen und hat daher mit dem Parsismus, der jüdischen und christlichen Religion vieles gemein. Muhammed selbst verankerte seine Lehre in der jüdischen Überlieferung, indem er Abraham als ersten Muslim pries. Damit identifizierte er Allah mit Jehova. Dementsprechend besteht auch wesenhaft große Ähnlichkeit zwischen dem Gott des Alten Testamentes und dem Gott des Koran. Wie Jehova dem Abraham persönlich seine Befehle gab, so offenbarte sich Allah dem Muhammed. Das erste Gebot der Tafel des Moses ist auch der oberste Grundsatz des Islam: „Es gibt keinen Gott außer Gott." Ganz ähnlich beginnt das jüdische „Schema": Höre, o Israel: Der Herr, Euer Gott, ist ein Herr." Muhammed betonte auch immer wieder, daß seine Lehre nicht etwas Neues, sondern nur die neuerliche Befestigung der geschriebenen Religionen ist, nämlich des Juden- und Christentums.

Christus ist der Messias, das Wort und der Geist Allahs. Doch ist er nicht der „Sohn Gottes", da Allah nicht gezeugt wurde und nicht gezeugt habe. Das Mysterium der Sohnschaft der christlichen Lehre blieb dem Propheten ebenso verschlossen wie das Mysterium der Kreuzigung, die er als eine Lüge der Juden abwies. Auch die Eigenschaften Allahs sind die gleichen wie jene Jehovas und der christlichen Gotteslehre. Allah ist allmächtig und allgegenwärtig, er hört, sieht und weiß alles. „Er spricht: Sei! und es ist. Aus nichts hat er die Erde geschaffen in sechs Tagen." „Er ist's, der gemacht hat die Sonne zu einer Leuchte und den Mond zu einem Licht; und verordnet hat er ihm Wohnun-

gen (Mondstationen), auf daß ihr wisset die Anzahl der Jahre und die Berechnung der Zeit." (X, 5.) „Erschaffen hat er den Menschen aus einem Samentropfen. Und die Tiere, er erschuf sie für euch; sie liefern euch warme Kleidung und bringen euch Nutzen; und ihr esset von ihnen. Und (er erschuf) die Pferde und die Kamele und die Esel, auf daß ihr auf ihnen reitet, und zum Schmuck. Er ist's, der euch vom Himmel Wasser herniedersendet. Von ihm ist der Trank und von ihm sind die Bäume, unter denen ihr weidet. Aufsprießen läßt er euch durch dasselbe die Saat und den Ölbaum und die Palme und die Reben und allerlei Früchte. Und es lehrte dein Herr die Biene: Suche dir in den Bergen Wohnungen und in den Bäumen und in dem, was sie (die Menschen) erbauen." (Aus der 16. Sure, genannt „Die Biene".)

Allah ist allwissend. „Und nicht ist deinem Herrn das Gewicht eines Stäubchens auf Erden und im Himmel verborgen, und nichts ist kleiner oder größer als dieses, das nicht in einem offenkundigen Buch stünde." (X, 62.)

Allah ist allgegenwärtig. „Sein ist der Osten und der Westen; darum, wohin immer ihr euch wendet, dortselbst ist Gottes Antlitz." Allah ist vergebend und barmherzig, der „Allerbarmer". „Im Namen des Erbarmers, des Barmherzigen" beginnt der Koran und jede Sure des Koran. Und in zahlreichen Versen des Buches wird immer wieder auf Gottes Barmherzigkeit hingewiesen. Dieser Barmherzigkeit aber folgt auf dem Fuß eine Rachsucht, die nicht göttlich, sondern sehr menschlich und arabisch und höchst unduldsam ist, unduldsam gegen die Andersgläubigen, die an den gleichen Gott glauben, doch bei der Fahne ihrer eigenen Propheten bleiben wollen. Juden und Christen müssen in der Hölle brennen, das Paradies ist einzig den Muslimen vorbehalten. Wahrhaft übermenschliche, göttliche Eigenschaften, die die monotheistischen Religionen seit jeher ihrem Gott zugeschrieben haben, wurden ge-

trübt durch die persönlichen Zornesausbrüche der allzu menschlichen Propheten: Jesaja, Jeremia, Hesekiel und Muhammed, sie drohten und wetterten alle in der gleichen Weise; nur Christus hat es nie getan und auch seinen Feinden verziehen ...

„Allah ist das Licht der Himmel und der Erde. Sein Licht ist gleich einer Nische, in der sich eine Lampe befindet; die Lampe ist in einem Glase und das Glas gleich einem flimmernden Stern. Es wird angezündet von einem gesegneten Baum, einem Ölbaum, weder vom Osten noch vom Westen, dessen Öl fast leuchtete, auch wenn es kein Feuer berührte, — ein Licht über Licht. Allah leitet zu seinem Licht, wen er will ..." (XXIV, 35.) In diesem mystischen Ausblick, der zu den schönsten Stellen des Koran gehört, hat Muhammed sich fast selbst übertroffen. Das hier gebrauchte Gleichnis fand seine architektonische Versinnlichung in der Gebetsnische, dem Mihrab, die den Gläubigen in jeder Moschee die Richtung nach Mekka anzeigt, in der er das Gebet zu sprechen hat, und deren Hohlwand häufig mit einer mosaikartig eingesetzten Ampel geschmückt ist. Auch Gebetsteppiche sind manchmal mit diesem Symbol geschmückt.

Alle erhabenen Eigenschaften Allahs aber sind im berühmten Thronvers zusammengefaßt, einer der meistrezitierten Koranstellen: „Allah! es gibt keinen Gott außer ihm, dem Lebendigen, dem Ewigen! Nicht ergreift ihn Schlummer und nicht Schlaf. Sein ist, was in den Himmeln und was auf Erden. Wer ist's, der da Fürsprache einlegt bei ihm ohne seine Erlaubnis? Er weiß, was zwischen ihren Händen ist, und was hinter ihnen (kennt also Gegenwart und Zukunft) und nicht begreifen sie etwas von seinem Wissen, außer was er will. Weit reicht sein Thron über die Himmel und die Erde, und nicht beschwert ihn beider Hut. Denn er ist der Hohe, der Erhabene." (II, 256.)

Allah hat noch viele andere Eigenschaften, der Koran

zählt deren neunundneunzig, und sie werden symbolisiert durch die neunundneunzig Kügelchen des muhammedanischen Rosenkranzes, des *tesbih,* den jeder Muhammedaner stets bei sich hat und mit dem er, manchmal andächtig, manchmal gedankenlos, die schönen Namen Gottes durch die Finger gleiten läßt. Aber auch diese neunundneunzig Namen können noch nicht alles sagen über den Unsagbaren. „Und wenn alle Bäume auf Erden Schreibgriffel würden und wüchse das Meer hernach zu sieben Meeren (von Tinte), Allahs Worte (d. h. die Lehre von Gottes Wesen und Walten) würden nicht erschöpft." (XXXI, 26.)

Mit dem Parsismus, dem Talmudismus und dem Christentum teilt der Islam die Lehre vom Jenseits, Paradies und Hölle, von der Auferstehung und dem Jüngsten Gericht. Die Hölle soll allerdings für die wahren Muslims nur ein vorübergehender Aufenthalt, ein Fegefeuer sein; sie werden das Feuer nur durchschreiten. „Und bei deinem Herrn, wahrlich, versammeln werden wir sie und die Satane; alsdann werden wir sie auf den Knien um Dschehannam setzen. Alsdann werden wir aus jeder Partei diejenigen, welche am hochmütigsten wider den Erbarmer waren, herausnehmen. Alsdann werden wir wissen, wer des Verbrennens am würdigsten ist. Und niemand unter euch ist, der nicht hinunter zu ihr stiege; so ist's bei deinem Herrn endgültig beschlossen. Alsdann wollen wir die Gottesfürchtigen erretten und wollen die Sünder in ihr auf den Knien lassen." (XIX, 69–73.) So läßt Muhammed seinen Gott sprechen. Aus islamischen Quellen schöpfte ja auch Dante die Schilderung der Qualen in seinem Inferno. Die Wonnen des Paradieses und die Schrecken der Hölle haben wir im Kapitel über den Koran kennengelernt, ebenso die Vorgänge des Jüngsten Gerichts. In diesen Schilderungen übersah Muhammed, etwas über den Aufenthalt der Seelen bis zum Jüngsten Gericht auszusagen, eine Lücke, die den Theologen später viel Kopfzerbrechen machte.

Auf Grund mündlicher Überlieferungen werden drei Klassen von Seelen unterschieden. Die Propheten gehen direkt ins Paradies ein. Die Seelen der Märtyrer verweilen in den Kröpfen von grünen Vögeln, die von den Früchten des Paradieses essen und aus seinen Bächen trinken. Über die Seelen der dritten Klasse, die die übrigen Gläubigen umfaßt, sind die Meinungen geteilt. Einige sagen, daß ihre Seelen bei den Gräbern weilen, von wo aus sie sich frei bewegen können, und berufen sich auf Muhammed, der die Seelen bei den Gräbern stets gegrüßt und behauptet habe, sie könnten den Gruß ebenso hören wie die Lebenden. Der häufige Gräberbesuch, den die Muslimen pflegen, könnte mit diesem Glauben zusammenhängen. Andere sind der Meinung, die Seelen seien im untersten Himmel um Adam versammelt, wo sie der Prophet bei seiner nächtlichen Himmelfahrt auf der Rückkehr aus dem obersten Himmel gesehen habe, die Seligen zur Rechten, die Verdammten zur Linken Adams. Wieder andere nehmen an, die Seelen der Gläubigen weilen im Brunnen Semsem in Mekka, während die der Ungläubigen im Brunnen Barahut in Hadramaut das Jüngste Gericht abwarten. Das sind jedoch nur einige der vielen Meinungen über diese Frage.

Am Tage des Gerichtes wird „Das Buch" aufgelegt werden, das das genaue Verzeichnis aller Taten enthält, und auch die Waage, sie zu wägen, wird herbeigeholt werden. Nach dem Vorbilde des Awesta fügte die Tradition das Bild der „Brücke" hinzu, „Dünn wie die Schneide eines Rasiermessers", über die die Seelen schreiten müssen.

Aus dem christlichen und islamischen Glaubenssatz, daß Gott alles weiß, was war, ist und sein wird, ergibt sich die Lehre von der Prädestination von selbst. Wenn Gott das Schicksal jedes Menschen schon im voraus kennt, ist es von ihm auch voraus bestimmt, also prädestiniert, woraus sich weiter mit zwingender Logik ergibt, daß der Mensch mit seinem eigenen Willen an diesem seinem vor-

ausbestimmten Schicksal nichts ändern könne. Eine höchst gefährliche, trostlos klingende Lehre, die das Menschenleben seines sittlichen Endzweckes zu berauben drohte. Die Lehre wurde teilweise, besonders von Paulus, auch im Christentum vertreten, aber im Charakter der westlichen Menschen konnte sie sich nicht zu dem extremen Schicksalsglauben des Orientalen entwickeln. Auch die Christen kennen das „So Gott will", aber es gewann nie die schicksalergebene Bedeutung des „In-schah-illah" des Muselmanen. Den Glaubenskämpfer spornte dieser Glaube allerdings zum furchtlosen Einsatz seines Lebens an, denn „niemand stirbt ohne Allahs Erlaubnis gemäß dem Termine setzenden Buch"; wenn es aber weiter heißt: „Und wer den Lohn der Welt begehrt, dem geben wir von ihr, und wer den Lohn des Jenseits begehrt, dem geben wir von ihm; wahrlich, wir belohnen die Dankbaren" (III, 139), so scheint dem guten Willen des Menschen doch wieder ein Tor geöffnet zu sein. Und solcher Beispiele des Schwankens zwischen den beiden Polen der völligen Prädestination und der menschlichen Selbstbestimmungsmöglichkeit gibt es viele im Koran. Je nach Bedarf betonte Muhammed bald das eine, bald das andere. Zuzeiten wurde er sich der Ungerechtigkeit bewußt, mit der er seinen „gerechten" Gott durch die Nichtbeachtung des guten Willens der Menschen oder durch Ausschluß der Andersgläubigen belastete, und verkündete auch mildere, weitherzigere Offenbarungen seines Herrn. Sprich: „O ihr Menschen, nunmehr kam zu euch die Wahrheit von euerm Herrn. Und wer da geleitet ist, der ist nur zu seinem eigenen Besten geleitet, und wer irre geht, der geht nur zu seinem eigenen Schaden irre. Und ich bin nicht euer Hüter." (X, 108; XVII, 16.) „„Ich bin nur einer der Warnenden." (XXVII, 94; XXXIX, 42.) „Die Wahrheit kommt von eurem Herrn; wer nun will, glaube, und wer will, glaube nicht.' (XVIII, 28.) In guten Tagen überwand der Prophet auch seine Unduldsamkeit

und war auf dem besten Weg, seine Heilslehre allen Menschen zugänglich zu machen: „Siehe, sie, die da glauben, und die Juden und die Nazarener und die Sabäer (Johanneschristen) – wer immer an Allah glaubt, und an den Jüngsten Tag, und das Rechte tut, die haben ihren Lohn bei ihrem Herrn, und Furcht kommt nicht über sie und nicht werden sie traurig sein." (II, 59; V, 73.) Wenn aber seine Bemühungen, sei es in Mekka oder in Medina, woher die eben erwähnte Zusage Allahs stammt, nicht fruchteten, und er auf dauernde Verstocktheit stieß, drehte der Prophet den Spieß um und sagte den Mekkanern: „Und nicht frommt euch mein Rat, wollte ich euch raten, wenn Allah euch irreführen will. Er ist euer Herr, und zu ihm müßt ihr zurückkehren." (XI, 36.) Ähnlich läßt ja auch Paulus seinen Gott sprechen: „So erbarmt Er sich nun, welches Er will, und verstockt, welchen Er will." (Römerbrief 9, 18.)

In den ersten Jahrhunderten überwog in den mehr weltlich gesinnten, gebildeten Kreise eine freiere Anschauung. Erst später, und vollends als Folge der verheerenden Mongoleneinfälle, entwickelte sich jener Fatalismus, der auf weite Kreise lähmend wirkte, besonders auf die Türken, bei denen der Hinweis auf das Kismet, das „zugeteilte" Schicksal, immer mehr zu einer bequemen Ausrede für Mißerfolge aller Art ausartete.

Zur Lehre vom Einen Gott gesellte sich als zweites Dogma die Prophetie des Muhammed. Er erklärte sich als Letzten in der Reihe der Propheten, die Gott von Zeit zu Zeit gesendet hat, und welchen er durch den Engel Gabriel seinen Willen und seine Offenbarungen kundgeben ließ. Der vorletzte Prophet ist Jesus, Muhammed aber ist gesandt, um die von den Juden und Christen verfälschte, reine, alte Lehre der Religion des Abraham wiederherzustellen und sie zunächst den Arabern zu verkünden, dann aber über die ganze Welt zu verbreiten. Die letzte und endgültige Offenbarung ist im Koran nieder-

gelegt, der von der orthodoxen Richtung allmählich als ungeschaffen und von Ewigkeit her bei Gott vorhanden erklärt wurde. Der Koran enthält nicht nur die Vorschriften für das religiöse, sondern auch für das bürgerliche und staatliche Leben, die Teile des Religionsgesetzes und daher unabänderlich sind. Da jedoch der Koran zahlreiche Fragen des bürgerlichen und staatlichen Lebens nicht berührt, wurde er durch die mündliche Tradition, die Sunna ergänzt, auf die wir im Abschnitt über die Rechtsschulen zurückkommen.

Die Muslimen, die den Glauben an Allah als den einzigen Gott und an Muhammed als seinen Gesandten bekennen, erwartet beim Endgericht als Lohn das Paradies, die Ungläubigen die Hölle. Diese Lehre von den letzten Dingen bildet den dritten Glaubenssatz des Islam. In seiner einfachsten Form lautet er: „Der Mensch ist Gottes und muß zu ihm zurückkehren." Die Vorgänge beim Jüngsten Gericht, die Wonnen des Paradieses und die Qualen der Hölle sind, wie wir hörten, schon im Koran anschaulich geschildert, erfuhren aber später noch phantasiereiche Weiterungen und Übertreibungen.

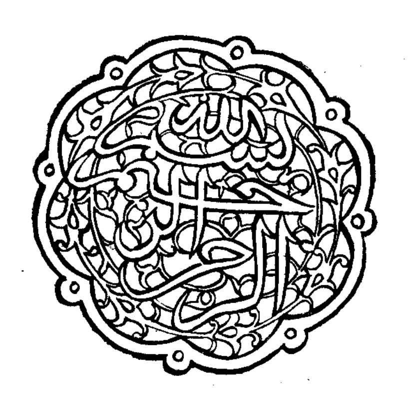
Gleich nach dem Tod des Menschen treten die Engel, die Diener Allahs, dem Verstorbenen entgegen. Die beiden Frageengel, Munkar, d. i. der Entsetzliche, und Mekir, d. i. der Grauenvolle, erwarten den Toten am offenen Grabe, fragen ihn, dessen Körper nochmals für kurze Zeit mit der Seele vereinigt wird, nach seinen Taten und peinigen ihn, falls er Böses begangen hat. Neben den Legionen guter Engel, die im Abschnitt vom Weltbild des Islam behandelt werden, gibt es auch böse, an ihrer Spitze Iblis, der Schaitan, ein gefallener Engel, der sich vom Teufel der christlichen Glaubenslehre wenig unterscheidet. Zu hochmütig, um sich gleich den übrigen Engeln vor Adam niederzuwerfen, wurde er aus dem himmlischen Paradies verstoßen, erhielt aber auf seine Bitte die Erlaubnis, den

Menschen bis zum Tage der Auferstehung verführen zu dürfen. Das tut er denn auch mit Eifer, lauert den Menschen auf, flüstert ihm sündige Gedanken zu und preist ihm das irdische Leben als das einzig begehrenswerte an. Eine Schar von Teufeln, Reiterei und Fußvolk, helfen ihm dabei. Sie lehren den Menschen Zaubereien und suchen gelegentlich in die himmlischen Regionen einzudringen, von wo sie jedoch von den Wächtern an der Himmelstüre mit Steinwürfen verscheucht werden, die wir Menschen als Sternschnuppen wahrnehmen.

In der irdischen Welt aber hausen die Dschinn, die Naturgeister-Nymphen, Dryaden und Satyrn des vorislamischen Arabien. Sie sind aus rauchloser Flamme geschaffen, während die Menschen und Engel aus Ton und Licht gebildet sind, und hausen, dem menschlichen Auge unsichtbar, in Ruinen, verlassenen Brunnen, Höhlen und Klüften, fahren im Glutwind durch die Wüste, im Sturmwind über das Meer. Der Volksglaube an sie ist weit verbreitet, und zahlreiche Geschichten über sie sind im Umlauf, besonders von Liebesverhältnissen zwischen Dschinn und Menschen, denn sie können auch menschliche Gestalt annehmen. Die Dschinn sind in Muhammeds Sendung einbegriffen und können ebenso wie die Menschen der Erlösung teilhaftig werden, ins Paradies oder in die Hölle kommen.

Ein wichtiger Bestandteil des Glaubens ist auch der Kampf für den Glauben, der Dschihad, der Krieg „auf dem Wege Gottes“, die Ausbreitung des Islam mit Waffengewalt. Fast wäre er den fünf Grundpflichten des Islam als sechste „Säule“ angegliedert worden. In Medina wurde es vorgeschriebene Pflicht, die feindlichen Mekkaner zu bekämpfen und zu unterjochen. Und nach dem Tode des Propheten wurde diese Pflicht der Anlaß zur islamischen Welteroberung. Die Teilnahme am Dschihad wurde jetzt „ein allen männlichen, freien, erwachsenen Muslimen, die

an Körper und Geist gesund sind und die Mittel haben, um ein muslimisches Heer zu erreichen, gemeinsam obliegende Pflicht", der allerdings Genüge geschah, wenn aus jedem Gemeinwesen eine gewisse Anzahl von Männern ihr nachkamen. Diese Pflicht muß erfüllt werden, bis die ganze Welt unter muslimische Herrschaft gebracht ist. Als Leiter des Dschihad kommt nur ein muslimischer Herrscher oder Imam in Betracht. Für die Schiiten gibt es daher keinen Dschihad, bis ihr Imam wieder erscheint[5]. Wird ein muslimisches Land von Ungläubigen überfallen, so kann der Imam einen allgemeinen Ruf zu den Waffen an alle in seinem Bereich ansässigen Muslime ergehen lassen; wächst die Gefahr, so kann der Aufruf weiter ausgedehnt werden, bis die ganze muslimische Welt mitbeteiligt ist. Jeder Muslim, der kämpfend „auf dem heiligen Weg Allahs" fällt, ist ein Schahid, Märtyrer, und wird im Paradiese besondere Vorrechte genießen.



Das islamische Weltbild

In einer Nacht, da die Sterne heller denn je funkelten, streifte der Prophet die irdische Schwere ab, bestieg die Stute Borak mit menschlichem Haupt und geflügelten Hufen und hob sich auf ihr empor von der Erde, den himmlischen Regionen entgegen, hinauf in den Siebenten Himmel. Raum und Zeit schwanden, und die Dunkelheit über den Sternen erhellte sich zu einem Rosengarten, in dem er die Majestät Gottes schaute. Eine persische Darstellung zeigt den Gesandten Gottes auf dem Paradiesespferd sitzend, geführt vom Erzengel Gabriel, und umkreist von Geschenke tragenden Engeln. Tief unter ihm schwebt im Dämmerschein die Erdkugel mit ihrer Atmosphäre ... Mit Recht wurde diese Buchillustration als die herrlichste Malerei bezeichnet, die je in Persien entstanden ist. Am tiefen Plan des Sternenhimmels blitzen die goldenen Flammen um den Propheten, dessen Gesicht der Maler nicht zu formen wagte. In roten, grünen und gelben Gewändern umschweben ihn die Engel. Blendend weiß sind die Wolken der unteren Sphäre, über die der Prophet sich schon emporgehoben hat.

Muhammed besuchte das Paradies, an dessen Tore er seinen Namen geschrieben fand, und das der Legende nach Allah, wie alle anderen Dinge nur um seinetwillen geschaffen hat. Und wenn wir gleich Bulukija aus den Märchen von Tausendundeine Nacht mit dem Saft des Zauberkrautes unsere Füße salben, das die Kraft verleiht, über alle Meere in der Welt Allahs des Erhabenen dahin zu schreiten, so können wir uns mit ihm in die höllischen und himmlischen Regionen begeben. Nach Überschreitung der

sechs Meere gelangen wir in das Reich des Königs Sachr, der ihm die Hölle also beschreibt: „O Bulukija, Allah, der Erhabene hat die Hölle in sieben Schichten geschaffen, eine über der anderen, und zwischen je zwei Schichten liegt ein Weg von tausend Jahren. Die erste Schicht hat er Dschähännam genannt, und die hat er für die Sünder unter den Gläubigen bestimmt, die ohne Reue sterben. Die zweite Schicht heißt Laza, und die hat er für die Ungläubigen bestimmt. Die dritte Schicht heißt al-Dschahim und die hat er Gog und Magog zugewiesen[6]. Die vierte heißt es-Sair, und die ist für das Volk des Teufels. Die fünfte heißt Sakar, und die ist für jene, die das Gebet versäumen. Die sechste heißt el-Hatama, und die ist für die Juden und Nazarener bestimmt. Die siebente aber heißt el-Hawija und die hat er für die Heuchler bestimmt. Dies sind die sieben Höllenschichten[7]."

Auf seinen weiteren Wanderungen kam Bulukija zu einem hohen Berg, auf dessen Gipfel er einen großen Engel sitzend fand, der den Namen Allahs des Erhabenen ausrief und auf Muhammed Segen herabflehte. Auf sein Befragen teilte der Engel Bulukija mit: „Ich heiße Michael, und in meiner Obhut steht der Wechsel von Tag und Nacht. Das ist meine Aufgabe bis zum Tage der Auferstehung." Auf seiner weiteren Wanderung gelangte Bulukija auf eine große Wiese. Als er über sie dahinschritt, entdeckte er auf ihr sieben Flüsse und viele Bäume. Der Anblick dieser weiten Flur erfreute Bulukijas Herz, und als er auf ihr entlang ging, sah er dort einen großen Baum und unter ihm vier Engel. Er trat auf sie zu und blickte auf ihre Gestalten; da erkannte er, daß der eine von ihnen die Gestalt eines Menschen, der zweite die Gestalt eines Raubtieres, der dritte die Gestalt eines Vogels und der vierte die Gestalt eines Stieres hatte[8]. Die vier riefen den Namen Allahs des Erhabenen an und jeder von ihnen sprach: „Mein Gott, mein Herr und Gebieter, bei deiner

Wahrheit und bei dem Ruhme deines Propheten Muhammed, schenke deine Vergebung und Verzeihung einem jeden Wesen, das nach meinem Bilde geschaffen ist; denn du bist über alle Dinge mächtig!“

Weiter wandernd gelangte Bulukija zum Berge Kaf. Als er dessen Gipfel erklommen hatte, erblickte er auf ihm einen großen Engel, der beständig die Hände öffnete und schloß und seine Finger bog und streckte. Der Engel teilte ihm mit, daß dies der Berg Kaf sei, der die Welt umgibt; und alle Länder, die Gott erschaffen habe, halte er in seiner Hand. „Wenn der Hocherhabene will, daß in irgend einem Lande Erdbeben, Dürre oder Überfluß, Krieg oder Frieden sei, so befiehlt er mir dies zu schaffen; und ich schaffe es, während ich hier auf dieser Stätte sitze. Denn wisse, meine Hände halten die Wurzeln der Erde.“ Bulukija erfährt von diesem Engel weiter, daß hinter dem Berge Kaf noch vierzig Welten liegen, deren jede noch vierzigmal so groß ist wie diese Welt. Alle diese Welten seien mit Engeln bevölkert, die die Einheit Gottes bekennen und seine Größe verkünden. Sie wissen nichts von Adam und Eva, noch von Tag und Nacht.

„Vernimm weiter, o Bulukija, die Welten wurden in sieben Schichten geschaffen, eine über der anderen; und Allah schuf einen seiner Engel, dessen Gestalt und Größe nur der Allgewaltige und Glorreiche kennt. Der trägt die sieben Welten auf seinem Nacken. Und unter jenem Engel erschuf der Hocherhabene einen Felsen, und unter jenem Felsen einen Stier, und unter jenem Stier einen Fisch, und unter jenem Fisch ein gewaltiges Meer!“ Danach fragte Bulukija den Engel, indem er sprach: „Was hat Allah unter dem Meere erschaffen, in dem der Fisch haust?“ Der Engel antwortete ihm: „Allah hat unter dem Meere einen gewaltigen Luftraum geschaffen, und unter dem Luftraum Feuer, und unter dem Feuer eine gewaltige Schlange, Falak geheißen. Wenn jene Schlange sich nicht vor Allah dem

Erhabenen fürchtete, so würde sie alles verschlingen, was über ihr ist, Luftraum und Feuer, und auch den Engel mit seiner Last, ohne daß sie etwas von dem Engel verspüren würde. Nachdem der Hocherhabene jene Schlange erschaffen hatte, sprach er zu ihr durch eine Offenbarung: ‚Ich will dir ein Pfand anvertrauen, bewahre es gut!' ‚Tue was du willst', erwiderte die Schlange; und Gott sprach zu ihr: ‚Öffne deinen Rachen!' Und als das Ungeheuer seinen Schlund aufgetan hatte, senkte Allah die Hölle in seinen Bauch und sprach: ‚Bewahre die Hölle bis zum Tage der Auferstehung!' Wenn aber der Jüngste Tag naht, so wird Allah seinen Engeln befehlen, mit Ketten auszuziehen und die Hölle damit festzubinden, bis zu der Zeit, da alles Fleisch versammelt wird; und dann wird der Hocherhabene der Hölle befehlen, ihre Pforten aufzutun, und daraus werden Funken sprühen, die größer als Berge sind."

Weiter wandernd, kam Bulukija zu einem großen, geschlossenen Tor, vor dem ein Löwe und ein Stier saßen. Diese verwiesen ihn auf Gabriel, als den einzigen, der das Tor öffnen könne. Auf sein inständiges Bitten sandte Gott Gabriel herunter, der ihm das Tor öffnete. Bulukija erblickte nun ein gewaltiges Meer, das zur Hälfte salzig, zur Hälfte süß und von zwei Bergketten aus rotem Rubin umgeben war. Die auf den Bergketten sitzenden Allah preisenden Engel eröffneten ihm, daß diese Stätte unter dem Himmelsthrone liege und dieses Meer alle Meere der Welt speise; sie verteilten die Gewässer und entsendeten sie in die Lande, das salzige Wasser zum salzigen Lande und das süße zum süßen Lande. Nachdem Bulukija seine Füße mit dem Saft des Zauberkrautes gesalbt hatte, wandelte er über das Meer hin, und nach einer Weile erblickte er vier Engel, die auch auf der Oberfläche des Wassers dahinschritten; und ihr Schreiten war gleich dem blendenden Blitze. Auf sein Befragen taten sie ihm kund, sie seien Gabriel, Seraphel, Michael und Asrael. Im Osten sei ein

gewaltiger Drache erschienen, der habe tausend Städte verwüstet und ihre Bewohner verschlungen. Deshalb habe Allah ihnen befohlen, zu ihm zu eilen, ihn zu ergreifen und in die Hölle zu werfen.

Bulukija wurde dem biblischen Namen Hilkija gleichgesetzt, und die Geschichte von seiner hier im Auszug wiedergegebenen Himmel- und Höllenfahrt ist vorislamischen Ursprungs, war aber den Muslimen im neunten Jahrhundert unserer Zeitrechnung schon bekannt. Sie erreichte ihren Höhepunkt in Dantes Divina Commedia. In Umrissen schildert die Erzählung die Kosmologie, die der Islam aus babylonischen Quellen durch Vermittlung der jüdischen und christlichen Tradition übernommen hat, und die wir nun in Kürze systematisch betrachten wollen.

Wie in der Genesis der Bibel, entsteht auch nach der islamischen Anschauung die Welt auf Gottes Wort „Es sei", das arabisch *kan* heißt. „Gott schuf sieben Himmel und ebenso viele Erden." (Sura LXV, 5, 12.) Die sieben Himmel türmen sich über uns vom untersten bis zum höchsten, der indessen auch noch nicht der äußerste Ort der Glückseligkeit ist. Denn darüber gibt es noch sieben Lichtmeere und dann noch eine unendliche Zahl von ätherischen Regionen verschiedener Substanzen, sieben von jeder Sorte, und dann erst das Paradies, das selbst wieder eine siebenfache Unterteilung hat. Unsere Erde ist der Aufenthalt der Menschen, Tiere und Genien, deren Aufenthalt die Berge von Kaf sind, welche die Erde umgeben. Die sechs anderen Erden, die unter dieser liegen, sind Kreise der Hölle, zwischen diesen und unserer Erde aber liegt das Fegefeuer, El Araf.

An der Spitze aller Wesen stehen die E n g e l, aus reinem Licht geschaffen, jenseits aller sinnlichen Gefühle und Wünsche, nur in die Anbetung Gottes versunken. Vier von ihnen haben den Titel Erzengel, nämlich Gabriel, der Engel der Offenbarung, Michael, der über die Elemente,

besonders über das Wasser herrscht, Azrael, der Engel des Todes, und Israfil, der die Posaune bewahrt, mit der er einst das Jüngste Gericht ankündigen wird. Durch den ersten Posaunenstoß werden alle irdischen Wesen vernichtet werden, die Menschen, Genien und Engel, er selbst mit inbegriffen. Der zweite Ruf wird das Signal zur Auferstehung sein, wobei Gott als erster vom Tode auferstehen wird: eine uns paradox erscheinende Lehre. Die Engel stehen über allen menschlichen Wesen, mit Ausnahme der Propheten und Apostel. Jeder Gläubige hat stets zwei Engel um sich, die Tag und Nacht, der eine die guten, der andere die bösen Taten aufschreibt; sie haben jedoch nichts mit unseren Schutzengeln zu tun, da sie alle vierundzwanzig Stunden abgelöst werden. Die Taten werden verzeichnet in dem Buche, von dem es in der Sura VI, 59 heißt: „Es gibt kein einziges Weizenkorn in der Finsternis der Erde, keinen grünen und keinen dürren Grashalm, der nicht in das Ewige Buch eingetragen ist.“ In diesem Buch steht alles, was war, ist und sein wird, eingeschrieben.

Eine Stufe tiefer als die Engel steht eine andere Kategorie von Wesen, welche die Erde schon Jahrtausende vor dem Erscheinen des Menschen bevölkerten. Sie wurden aus einem rauchlosen Feuer erschaffen und unterscheiden sich von den geschlechtslosen Engeln durch ihre Zweigeschlechtlichkeit und ihre menschlichen Bedürfnisse, Leidenschaften und Laster. Wir pflegen sie ganz allgemein als Genien zu bezeichnen. Im Arabischen und Persischen heißen sie Dschinn, Div, Peri, Takuin usw. Sie sind sterblich und werden sich am Tage des Gerichts zu verantworten haben. Einige Gruppen von ihnen gehören zu den präadamitischen Rassen, die Gott lange vor Adam geschaffen hat. Erst schuf er die Divs und gab ihnen die Leitung der Welt für einen Zeitraum von siebentausend Jahren, dann folgten die Peris für zweitausend Jahre unter dem Herrscher Dschan-Ben-Dschan. Als alle diese Wesen in Unge-



Muhammeds Himmelfahrt



horsam und Sünden gefallen waren, sandte ihnen Gott, um sie für ihre Empörung zu bestrafen, Azazil – den Luzifer der Bibel –, der ihren Herrscher schlug und die Herrschaft über alle Wesen an sich riß.

Eine andere Tradition rechnet mit zweiundsiebzig präadamitischen Herrschern, die die Erde regierten. Man nennt sie Solimans, und ihre Völker waren völlig verschieden von den adamitischen Menschen.

Die Herrschaft des Azazil, die sich über den untersten Himmel und die Erde erstreckte, vermochte der Sündhaftigkeit seiner Welt nicht Einhalt zu gebieten. Er selbst verfiel in Hochmut, so daß der Herr der Welten beschloß, ihn durch ein Wesen zu ersetzen, das aus beiden, der göttlichen und der materiellen Essenz, besteht. Über die Entstehung dieses Adam waren verschiedene Legenden verbreitet. Der Geschichtsschreiber Khondemir berichtet, daß Gott dem Gabriel befahl, von jeder der sieben Erden eine Handvoll zu nehmen, daß aber der Erzengel bald zurückkehrte und für die Erde um Schutz flehte, weil sie sich fürchtete, den göttlichen Zorn auf sich zu lenken, wenn sie Material für ein Wesen liefere, das sich gegen den Schöpfer empören könnte. Ungehalten schickte Gott den Michael und Israfil zur Erde, doch auch diese ließen sich durch die Klagen der Erde umstimmen. Da sandte Gott den Azrael, der sich nicht abhalten ließ, die sieben Handvoll Erde zu bringen. Sie wurde von den Engeln geknetet, und Gott formte sie danach mit eigener Hand und hauchte der Gestalt eine Intelligenz ein, die die Fähigkeit für alle Wissenschaften und Tugenden in sich trug. „O Adam, sei ein Ozean von Güte!“ sprach er zu ihm. „Um Adam zu formen, berichtet Attar, „vereinigte sich die Seele mit dem Körper wie ein Teil mit dem Ganzen. Niemals schuf man einen wunderbareren Talisman: diese Vereinigung der Seele mit dem Körper ergab eine Mischung von materieller Erde mit reinem Geist. Durch die Vereinigung des Erhabenen mit

dem Gemeinen wurde der Mensch das erstaunlichste Mysterium."

Nachdem Gott dieses unvergleichliche Werk vollbracht hatte, befahl er den Engeln, sich vor Adam niederzuwerfen. Zwei Reihen Engel gehorchten, die anderen aber wendeten sich, dem Beispiel Azraels folgend, ab, und wurden böse Genien, Teufel (persisch Shaitans), und der Name ihres Befehlshabers wurde in *Eblis* geändert, weil er verzweifelt war über seine Ohnmacht, das göttliche Geheimnis zu überlisten. Eine Tradition besagt, daß sich Eblis und seine Kinder, die Schaitans, von den guten Genien dadurch unterscheiden, daß sie bis ans Ende der Zeiten fortleben, um dann nach ihrem Tode zum Jüngsten Gericht aufzuerstehen. Das Feuer, aus dem diese Wesen geschaffen wurden, kreist in ihren Adern, wie das Blut in den unsrigen, und wenn sie eine tödliche Wunde erhalten, loht dieses Feuer aus ihr hervor und verzehrt sie. In den ersten Zeiten führten diese bösen Genien und ihre Bundesgenossen, die Riesen, Krieg mit den Menschen; sie wurden aber geschlagen, in ihrer Zahl verringert und in Dschinnistan (persisch: Ort, wo die Dschinn wohnen) eingeschlossen, wo man ihre wunderbaren Städte sehen könne, wie Schadukian, das Land der Feen in unseren Ritterromanen.

Diese Schilderung läßt eine gewisse Freiheit der Engel in ihrem Verhalten zu Gott erkennen. Die drei Erzengel zum Beispiel zauderten, den Befehl Gottes auszuführen. Wir sehen ferner, wie sehr sich der muhammedanische Adam vom biblischen unterscheidet. Er bewohnt nicht ein irdisches Paradies, sondern wohnt in den himmlischen Regionen als ein Vorbild künftiger Menschen, ein Wesen, das den Samen für Religion, Wissenschaft und Kunst in sich trägt, so lange der Atem des Lebens anhalten wird, der ihm eingehaucht wurde. Es ist der Adam Kadmon der Kabbala oder der indische Manu Svayambhuva, dessen Weib Satarupa mit Eva identisch ist.

Die Berichte von der Geburt des ersten Weibes aus Adams Seite, von der verbotenen Frucht und dem Sündenfall stimmen mit der biblischen Erzählung überein. Nur die türkischen und persischen Traditionen unterscheiden sich davon. Eine von ihnen ist von besonderem Interesse, da sie den Vorfall am Baume nicht als Sündenfall bezeichnet, sondern nur als Ursache der Versetzung des ersten Menschenpaares aus ihrem überirdischen Aufenthaltsort in den irdischen. Allein die herrschende Meinung hielt am Sündenfall fest, nach dem Adam und Eva vom Himmel auf die Erde gestürzt wurden. Adam strandete in Ceylon, auf dem Berge, der heute noch nach seiner dort wahrnehmbaren Fußspur der Adamspik genannt wird, während Eva auf die westliche Hälfte Arabiens niederfiel, unweit von Mekka. Erst nach zweihundert Jahren trafen sich die Ureltern wieder am Berge Arafah. Nach der islamischen Überlieferung sandte Gott dem Adam zehn Bücher der Offenbarung, um ihm und seinen Nachkommen den Weg durchs Leben zu weisen. Von dem Inhalt dieser Bücher ist nichts auf uns gekommen, doch gibt es ähnliche Traditionen von der Belehrung des ersten Menschen durch ihren Schöpfer auch bei anderen Völkern, so bei den Indern und Äthiopiern.

Die göttlichen Belehrungen waren jedoch von wenig Nutzen; die Menschheit verdarb mehr und mehr. Da wählte Gott den Noah (Nouh), um die Menschen zu Pflicht und Gehorsam zurückzuführen. Die Moslims betrachten Noah als einen zweiten Adam, und der Bau seiner Arche sowie ihr Inhalt wurde auch in einer Geheimlehre ausgedeutet.

Neben dem Pentateuch, den Evangelien und dem Koran, waren die Psalmen Davids als die vierte der authentischen Offenbarungen anerkannt. Sein Sohn Salomon, Soliman Ben Daud, spielt in der mystischen Weltbeschreibung eine gewichtige Rolle und gehört zu den volkstümlichsten mythischen Gestalten der islamischen Welt. Er befiehlt den

guten und bösen Geistern, den Winden und Vögeln und regiert die Erde. Sein berühmter magischer Zauberring, der in den Märchen oft genannt wird, sicherte ihm die Macht. Aus dem Stein dieses Ringes las er die Vergangenheit und Zukunft. Zu seinen Lebzeiten sollen die Teufel die Menschen die schwarze Magie und böse Zauberkünste gelehrt haben; Salomo aber ließ die Zauberschriften erfassen und unter seinem Thron vergraben, damit sie nicht weiter benützt werden konnten. Unglücklicherweise wurden sie nach des Herrschers Tode wieder ausgegraben, und man findet sie nach dem Glauben der Leute noch da und dort bei Zauberern. Über Salomos wunderbare Taten wurde ein Buch geschrieben. Sein Grab befindet sich nicht, wie man glaubt, in Jerusalem oder am Ufer des Sees Tiberias, sondern er thront, mit seinem Ring am Finger, von Dschinns bewacht, in einem Felsenschlosse am Grunde des Meeres.

Größte Achtung und Verehrung genießt im Islam Jesus (Yssa). „Der Messias Jesus", sagt der Koran, „der Sohn der Miriam, ist der Apostel Gottes und Gottes Wort, das er in den Schoß Marias einpflanzte: Er ist Geist vom Geiste Gottes" (Sura IV, 169), und in der Sura II, 254 heißt es: „Wir haben Jesus, den Sohn der Maria, geschickt, ihn mit sichtbaren Zeichen ausgestattet und haben ihn geheiligt." Die Koranausleger deuten diese Stelle weiter aus: „Wir haben Jesus, den wahren Sohn der Maria, Kennzeichen mitgegeben, durch die man ihn leicht erkennen konnte. Es sind dies seine Kenntnis der verborgensten Dinge und seine Macht, Tote aufzuerwecken. Wir haben ihn durch den Heiligen Geist gestärkt, ihm den dauernden Beistand Gabriels verliehen, der die Kraft Gottes bedeutet, und den göttlichen Namen, durch den er seine Wunder wirken konnte, und haben ihn durch das Evangelium bestätigt, aus welchem Seele und Herz Einigung und Kraft beziehen." Die Moslims glauben, daß Jesus den größten Teil seiner Wunder durch seinen Hauch bewirkte, woraus sich

die häufigen Anspielungen der orientalischen Schriftsteller auf den Hauch des Erlösers erklären. „Wo ist ein Arzt", rief der Dichter Hafis aus, „der den Hauch des Jesus besitzt, damit er mir das Leben wiedergebe!"

Das Dogma von der Gottheit Christi dagegen weist der Koran ebenso zurück wie jenes der Trinität. Muhammed mußte dies tun, um die Einzigkeit und Einheit Gottes bei seinen Gläubigen nicht zu gefährden. Das geringste Zugeständnis hätte zu den größten Schwierigkeiten geführt und dem Sektierertum willkommene Nahrung gegeben. Geheimlehren wie die Trinitätslehre sind für das Volk unverständlich.

Die Passion Christi und sein Tod am Kreuze werden nicht vom Islam geglaubt. Der Koran sagt: „Nein, sie haben ihn nicht getötet, nicht gekreuzigt, sondern ein Mensch, der ihm gleich, wurde für ihn substituiert; Gott hat ihn zu sich genommen." (Sura IV, 156.) Obzwar im Koran nicht berührt, besteht in der islamischen Welt auch der Glaube an eine glorreiche Wiederkunft Christi am Ende der Tage.

Ebenso wie der Name Jesus mit einer leuchtenden Aureole umgeben ist, wird auch seine Mutter Miriam verehrt. Die Berichte über die Verkündigung und unbefleckte Empfängnis wurden vom Islam übernommen. Die Ergebung des Nazareners hatte auf die ungestümen Rassen der islamischen Welt eine mildernde Wirkung. Der Koran verbietet zwar das uralte orientalische Recht der Talion, d. h. Vergeltung einer Tat durch die gleiche, nicht, verspricht aber in Sura III, 128 jenen das Paradies, die ihren Zorn zu mäßigen wissen und den Menschen verzeihen, die sie beleidigt haben. Muhammed weist wiederholt auf die Notwendigkeit der Verzeihung hin, und unter diesem Einfluß wies Abu Hanifa, der berühmte Rechtslehrer, einen Mann, der ihn beleidigte, mit den Worten zurück: „Ich könnte dir Unbill mit Unbill vergelten, aber ich will es nicht tun;

ich könnte sogar beim Kalifen Klage führen, aber ich will mich nicht darüber beklagen; ich könnte wenigstens Gott in meinen Gebeten die Beleidigung vortragen, die du mir zugefügt hast, aber ich werde mich hüten. Schließlich könnte ich am Tage des Gerichts von Gott eine Rache erbitten, aber weit davon entfernt, werde ich, wenn dieser schreckliche Tag gekommen sein wird und ich meine Bitte anbringen könnte, nicht anders als in deiner Begleitung ins Paradies eintreten.“ [9]



Die vier Rechtsschulen

„Die Araber sind das einzige Volk des frühen Mittelalters, welches in der Entwicklung und wissenschaftlichen Bearbeitung der Rechtsidee Leistungen aufzuweisen hat, die an Großartigkeit dem nahekommen, was die Römer, diese Gesetzgeber der Welt, geschaffen haben." (v. Kremer.) Die erste und heiligste Grundlage alles Rechts war der Koran, der von rechtlichen Anordnungen aller Art strotzt. Sie waren für die Gläubigen die höchste und unantastbarste Quelle der richterlichen Entscheidungen.

Die zweitwichtigste Rechtsquelle des jungen Staates waren das Leben des Gesandten Gottes in Medina, wo er die Macht eines unbeschränkten weltlichen Fürsten hatte, seine Reden und Handlungen, seine Urteilssprüche in gewissen Streitfällen, ja selbst sein als Billigung auszulegendes Stillschweigen in gewissen Rechtsfällen. Die Gesamtheit dieser Überlieferung bezeichnet man als Hadith, d.h. Überlieferung; sie berichtet über die Sunna, die Gewohnheiten und Gepflogenheiten in Muhammeds Leben, sein Verhalten in verschiedenen Fällen und Lagen und seine Aussprüche.

Nach dem Tode des Propheten suchten seine Nachfolger, die vier ersten Kalifen, die ihm als Freunde und Verwandte nahegestanden hatten, Entscheidungen in seinem Sinne zu lösen, die später ebenfalls als Rechtsquellen galten. Dazu kamen die „Gefährten des Propheten", einflußreiche Anhänger des Islam, die sich dieses und jenes Falles aus den Tagen des Propheten erinnerten und so die mündliche Überlieferung vermehrten, die bald einen ansehnlichen Umfang annahm. Auch die Frauen des Propheten, die als „Mütter der Gläubigen" verehrt wurden, trugen dazu bei.

Lange Zeit versuchte man die Tradition nur mündlich zu beherrschen, nicht aufzuzeichnen, bis im 2. Jahrhundert d. Fl. ein Medinenser, Malik Ibn Anas, seine Lebensarbeit an die Niederschrift der als glaubwürdig und gut verbürgt anerkannten Überlieferungen setzte, und sie in einem großen *Corpus juris divini et humani* vereinigte, das bis heute das wichtigste Quellenbuch für die Verhältnisse jener Zeit blieb. Er stellte darin die in Medina allgemein geltende Ansicht über Zivil- und Strafrecht zusammen und legte damit den Grund zu dem späteren System des muhammedanischen Rechts. Enthielt Maliks Corpus 1700 Traditionen, so umfaßte das nächste große Sammelwerk des Buchari (geb. 810) schon 7000 Traditionen, die er aus 600 000 ausgewählt haben soll. Andere riesige Sammelwerke folgten, und als die echten Traditionen erloschen, erfand man falsche und setzte sie als echt in Umlauf. Für solche Fälschungen war die Schule von Kufa berühmt. Um falsche Traditionen von echten zu unterscheiden, wurden bestimmte Regeln aufgestellt: Eine ununterbrochene Kette von glaubhaften Zeugen für eine Tradition mußte bis Muhammed zurückgeführt werden. Die Fassung einer Sunna (Gewohnheit) in einem Hadith (Überlieferung) mußte aus zwei Teilen bestehen: 1. aus der Stütze für die Glaubwürdigkeit des Berichtes; 2. aus dem Text, dem eigentlichen Bericht. Daher beginnt jedes Hadith: „A sagt, ich habe gehört von B auf Autorität des C, daß der Prophet sich so und so geäußert habe..." Natürlich waren bei diesem Verfahren Apokryphen und Fälschungen Tür und Tor geöffnet.

Die Forderung der lückenlosen Überlieferung führte zu einer Geschichte der angeführten Zeugen. So entstanden Bücher, wie die „Chroniken" des Buchari, das „Große Buch der Generationen" des Ibn Sad und die „Stadtgeschichten" des 9.–10. Jahrhunderts. Man hielt die Biographien für „das Meer der Entscheidung und die Rüst-

kammer des Kadis". Immerhin verdankt die Islamforschung diesem „Sport", wie man diesen Zweig der Rechtsforschung fast nennen könnte, zahlreiche wertvolle Nachrichten und Daten. Es wurde auch eine Stufenleiter der Prädikate für die Überlieferer aufgestellt, wie „zuverlässig", „genau", „solid", „Autorität", „richtiges Gedächtnis", „sicher", „aufrichtig", „zur Aufrichtigkeit neigend", „nicht bedenklich". Traditionsjäger durchstreiften das Reich, um Traditionen zu hören. Ibn Mandah (gest. 1005), einer der berühmtesten Reisenden, sammelte 1700 Traditionen und brachte vierzig Kamelladungen Bücher heim. Ein anderer hörte gegen tausend Lehrer von Taschkent bis Alexandria, ein dritter über 1200. Man erzählt abenteuerliche Geschichten von der Gedächtniskraft der Überlieferer. Der eine reiste von Bagdad nach Sistan in Ostpersien, ohne ein Buch mitzunehmen, und diktierte dort 30 000 Überlieferungen aus dem Kopfe. Als man in Bagdad davon hörte, war man so erstaunt, daß man ihm einen Kurier nachschickte, damit er ihn anhöre. Dieser konnte nur sechs Überlieferungen beanstanden, davon nur drei als tatsächlich falsch. Ein anderer wieder rühmte sich, 52 000 Überlieferungen und ihre Autoritäten im Kopfe zu haben. Der Kadi von Mossul, der 966 starb, soll gar 200 000 auswendig gewußt haben. Auch wenn wir die übliche orientalische Übertreibung abrechnen, können wir die Möglichkeit solcher Gedächtnisleistungen nur anstaunen.

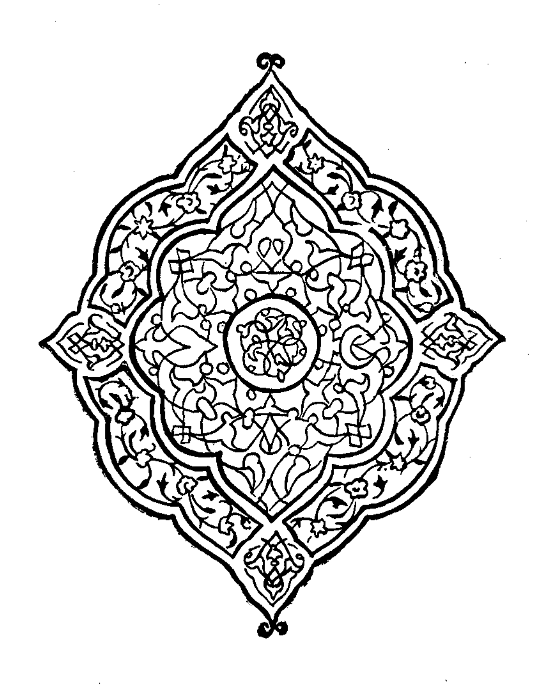
Kehren wir zu den Rechtsschulen zurück. Im Gegensatz zur traditionellen oder historischen Rechtsschule von Medina, die in dem Werk des Malik gipfelte, entwickelte sich im Irak eine mehr auf juristische Spekulation aufgebaute deduktive Schule. Ihr Begründer war Abu Hanifa (gest. 767 n. d. Zw.), der als der größte Jurist des ganzen Islam gilt, und dessen Staats- und Verwaltungsrecht durch die „Skripten" eines seiner Hörer überliefert ist. Abu Hanifa gab diesem Rechtsweg die für alle späteren Zeiten gültige

Fassung. Gerade im Irak, dem Sitz der Kalifenresidenz, war die Pflege des Staats- und Verwaltungsrechts dringend notwendig. Abu Hanifa wird als menschenfreundlicher, duldsamer, mit Humor begabter Mann geschildert, und er war auch der erste, der im Gegensatz zu dem Fanatismus der muhammedanischen Gelehrten den Lehrsatz aufstellte, das Leben eines Andersgläubigen oder Sklaven sei ebenso viel wert wie das des Moslim. Er führte zahlreiche Milderungen der oft drakonischen Strafen ein. Die Schule des Abu Hanifa, die in Bagdad die herrschende und im Reiche die offizielle wurde, heißt die hanefitische. Ihre Hauptträger wurden später die Osmanen und die osttürkischen Staaten, während die malekitische Schule vornehmlich in Arabien und Ägypten Verbreitung fand. Ein halbes Jahrhundert nach Abu Hanifas Tode, um 810, kam der aus Syrien stammende Schafi'i nach Bagdad, nachdem er in Medina Maliks Vorlesungen gehört hatte, und begann zu lehren. Er stellte ein neues System auf, das zwischen Malik und Hanifa vermittelte, und erhielt rasch einen großen Anhang, so daß er die dritte orthodoxe Schule ins Leben rief, die schafiitische, die in den malekitischen Ländern, Arabien und Ägypten, fruchtbaren Boden vorbereitet fand und sich Syrien eroberte. Sie drang sogar bis Indien und Java vor. Der Stifter der vierten Schule, Ibn Hanbal, war ein Schüler des Schafi'i. Am Wortlaut der Tradition hängend, vertrat er eine reaktionäre Richtung und wurde der Stifter der fanatischesten Sekte, die daher keine große Verbreitung fand und jetzt nur noch in Zentral-Arabien herrscht. Aus ihr ging die Bewegung der Wahhabiten hervor, deren Begründer Abd-al-Wahhab (1703–91) die Rückkehr zum goldenen Zeitalter des Propheten und seiner Genossen predigte und für Koran und Sunna als einzige Quellen der Offenbarung eintrat, und dessen Anhänger u. a. 1803/4 Mekka und Medina besetzten und dort verschiedene Reformen einführten.

Über den Inhalt der Rechtskompendien der frühen Zeit gibt von Kremer folgende Übersicht. An die Spitze wird das religiöse Gesetz gestellt, das sehr eingehend die Reinheitsregeln, die Vorschriften über das Gebet, die Vermögenssteuer, das Fasten, die Wallfahrt nach Mekka behandelt, und über den Religionskrieg gegen die Ungläubigen, über die Opfertiere, die Jagd und die Schlachtung des erlegten Wildes in der vorgeschriebenen Weise spricht. An diese religiöse Abteilung schließen sich die zivilrechtlichen Satzungen an: das Eherecht mit den Bestimmungen über die Scheidung und die Rechtsansprüche der geschiedenen Gattin auf Erhaltungskosten, ferner das Sklavenrecht mit der Bestimmung über die Klientel und das Patronat, über die verschiedenen Arten der Freilassung, den Selbstloskauf, ferner über die Kuratel, die rechtliche Stellung der Findlinge usw. Im Sachenrecht nimmt die Lehre von den Kaufverträgen eine wichtige Stellung ein; dann werden die anderen Arten von Verträgen behandelt, Pfand-, Darlehen-, Pacht- und Mietverträge, Gewinnteilungs- und Aufbewahrungsverträge, ferner die Verträge, welche eine Übertragung oder Aufhebung der Rechte zur Folge haben, wie Vollmachterteilung, Bürgeleistung, Substitution, Vergleiche und Schenkungen. Sehr eingehend wird das Erbrecht behandelt. Darauf folgen die Bestimmungen über das gerichtliche Verfahren, die Zeugenschaften, die Eide, das Eingeständnis und die Verhaltungsregeln der Richter. Einen wichtigen Teil aller arabischen Rechtswerke bildet endlich das Strafrecht, die Aufzählung der Verbrechen und Vergehen und der hiefür festgesetzten Strafen, das Sühnegeld für Mord, die Verfügung über den Diebstahl usw. Diese Aufzählung gibt eine Vorstellung von dem hohen Stand des arabischen Rechtes, das in seiner Art dem römischen nicht nachsteht.

Allerdings konnte es sich dem Einfluß des römischen Rechts nicht dauernd entziehen. Als im 10. Jahrhundert die

alte schöpferische Zeit zu Ende ging, lebten in den islamischen Ländern vormuhammedanische Rechtsbegriffe wieder auf, die römische und hebräische Bestandteile enthielten. Zahlreiche vornehme Juristen richteten auch nach eigenem Recht, das sie aus verschiedenen Quellen gesammelt hatten.



Staat und Recht

Der frühislamische, patriarchalische Staat entstand in Medina unter der Führung des Propheten, die Entstehung des islamischen Weltreiches aber hatte viel weiter zurückreichende Ursachen. Die Ausbreitung des Islam über die Halbinsel hinaus war nicht eine Folge des Bekehrungswillens, nicht religiöser, sondern wirtschaftlicher Natur. Sie ging Hand in Hand mit der Ausbreitung des arabischen Volkes, die als eine Erscheinung der Völkerwanderung erklärt wird. Als Ursache dieser arabischen Völkerwanderung hat man die Austrocknung der arabischen Halbinsel geltend gemacht. Nun vollzieht sich die Austrocknung eines Landstriches nicht in Jahrzehnten oder Jahrhunderten, sondern in Jahrtausenden, so daß sich die Not der Bevölkerung und der Drang nach neuen Boden schon lange bemerkbar gemacht haben muß. Tatsächlich hatte die Auswanderung einzelner Stämme nach Syrien und Mesopotamien schon vor Jahrhunderten stattgefunden, und der Drang nach außen war immer vorhanden, doch hing die Ausführung dieser Absicht von der Organisation der Stämme und vom Widerstand der angrenzenden Machthaber ab. Mit der Machtentfaltung des Islam nun schien der Zeitpunkt für eine systematische Eroberungspolitik gekommen zu sein, und unter der Führung kühner Heerführer, wie Chalid, dem Eroberer des Irak, und Amr, dem Eroberer Ägyptens, reihten die Araber Sieg an Sieg.

Die Unterwerfung Vorderasiens und Ägyptens hatte also nicht, wie man lange glaubte, die Bekehrung und Islamisierung fremder Völker zum Ziel, sondern die Ausbreitung der arabischen Herrschaft. Die Unterworfenen behielten freie Religionsübung, ja ihr Übertritt zum Islam

war kaum erwünscht, weil sie damit unbeschränkte Bodenbesitzrechte und geringere Steuerbemessung erwarben. Die Araber zogen vor, als Oberschicht über möglichst große Massen steuerzahlender Heloten anderer Glaubensbekenntnisse zu herrschen; Bürger des Staates waren nur muslimische Araber. Die Einigkeit der arabischen Stämme, die sich seit Jahrhunderten untereinander befehdet hatten, wäre allerdings ohne den Islam nie zustande gekommen, noch auch jenes fanatische Anstürmen gegen die bewährten Militärmächte der Byzantiner und Perser. Hier taten der islamische Schlachtruf und die Aussicht auf das Paradies als Lohn für die Gefallenen ihre Wirkung.

Entstand auch das islamische Weltreich nicht durch Bekehrungseifer sondern durch die wirtschaftliche Notlage, und erstrebten die Eroberer anfangs den Übertritt zu ihrem Glauben durchaus nicht, so konnten sie ihn anderseits auch nicht verbieten. Und in dieser Möglichkeit, von der aus Gründen des Vorteils immer mehr Gebrauch gemacht wurde, lag der Keim des Unterganges des arabischen Nationalstaates, der dem Expansionsdrang seiner eigenen Religion zum Opfer fallen mußte. Dieser Übergang zum islamischen Universalreich vollzog sich im ersten Jahrhundert der Abbasidenherrschaft, die im Jahre 750 in Bagdad begonnen hatte. Die soziale Gliederung nach dem Nationalitätenprinzip hörte auf. Der Grund dafür lag in der großen Überlegenheit der materiellen und geistigen Kultur der unterworfenen Völker. Als die Eroberungsperiode vorüber war und der Araber sich wieder dem friedlichen Erwerb zuwenden mußte, war er als Landbesitzer den neubekehrten Bürgern gleichgestellt. Er mußte sich ihnen, die durch ihre zahlenmäßige Überlegenheit und wirtschaftlich im Vorteil waren, anpassen, um schließlich von ihnen abhängig zu werden. Auf geistigem Gebiet waren die Aramäer, Griechen und Perser den Arabern an Bildung überlegen und sahen auf sie als Barbaren herab. Deren ein-

ziges Gegengewicht war die stärkere Betonung der Religion, die ihnen oft als Schutzwaffe gedient haben mag. An Stelle des aristokratischen Prinzips des arabischen Staates gewann die altorientalische Despotie mit der Vergöttlichung des Herrschers und der Ausbeutung durch die Bürokratie wieder die Oberhand. „Nun gibt es nicht mehr ein Herrschervolk über den Unterworfenen, sondern lauter gleiche Knechte unter einem Herrn. Damit ist die soziale Nivellierung vollzogen, die Knechte beeilen sich natürlich, die Religion der Herren anzunehmen, oder sie adoptieren sie durch Verschmelzung mit der früheren Oberschicht. So breitet sich die arabische Sprache aus und mit ihr die Religion" (Becker). Nun ging auch die Missionierung rasch vonstatten, die von den zum Islam bekehrten aramäischen Christen besorgt wurde, und wie früher im Sassanidenstaate kam der Staatsklerikalismus wieder zur Blüte. Unter seiner Leitung vollzog sich die Islamisierung sehr rasch und erreichte schon im vierten Jahrhundert des Islam ungefähr ihren heutigen Umfang.

Trotz der damit verbundenen Verbreitung der arabischen Sprache als Religions- und Staatssprache und ihrer Bevorzugung in der Literatur war aber die Kultur nicht arabisch, und es ist überhaupt grundfalsch, von einer „arabischen" Kultur und Kunst zu sprechen. Sie ist nicht arabisch, sondern islamisch. Am meisten Schaden richtete hier das Wort „Arabeske" als Aushängeschild einer umfangreichen Mißdeutung an. Auf der hellenistischen Palmettenornamentik fußend und vom aramäischen Kunstwollen geformt, hat sie mit den Arabern ebensowenig zu tun wie die Verwaltung des Kalifenstaates, die von der byzantinischen und persischen Bürokratie geschaffen wurde. Arabeske ist eine konventionelle Bezeichnung für islamische Ornamentik.

Die Araber konnten nichts anderes tun, als sich einer bereits vorgefundenen, einheitlichen Zivilisation anzupas-

sen, die in Vorderasien seit Jahrhunderten herrschte und nun unter einer neuen Fahne die islamische Einheitszivilisation wurde. Träger dieser vorderasiatischen Zivilisation aber war der Hellenismus. Hellenismus nennt man die von Alexander dem Großen durch Vorderasien bis Indien vorgetragene, hellenische Kultur, die sich seitdem im Orient behauptet hat, ohne sich freilich der Asiatisierung entziehen zu können. Diese Asiatisierung setzte sich im Zeichen des Islam fort, seit die Residenz der Kalifen von Damaskus nach Bagdad verlegt worden und das Kalifenreich nichts anderes als eine Fortsetzung des Chosroënreiches geworden war. Die Kalifenkultur ist also nicht arabisch, sondern die zum Teil in arabischem Gewand erscheinende vorderasiatische Mischkultur des neuen islamischen Einheitsstaates. Die Einheit der islamischen Zivilisation, wie wir sie nunmehr mit Recht nennen können, wenn wir das Wort richtig deuten, ergab sich zum großen Teil aus der reichsumspannenden Wirtschaft. Der Handel, der stets der größte Kulturträger war, verlief nun, von Zollgrenzen ungestört, von China bis Spanien. Die Transaktionen der Großunternehmer umspannten das ungeheure Reich, und Kolonien von Handwerkern der verschiedenen Länder wurden, wo immer es nötig war, zu Bauten eingesetzt, so daß man in Ägypten unter Ibn Tulun im 9. Jahrhundert n. d. Zw. irakenisch baute, und im Ommajadenbau Mschatta, dessen Fassade wir in Berlin bewundern können, oder in den Abbasidenpalästen in Samarra am Tigris kann man mehrere „Stile“ unterscheiden, die die aus Baktrien, Ägypten und Mesopotamien herbeigerufenen Handwerker mitgebracht hatten. „Stile“ freilich unter Anführungszeichen, man sollte besser von ornamentalen Gestalten reden, denn geformt sind sie alle zu e i n e m Stil, den wir in Ermangelung eines treffenderen Wortes den islamischen nennen.

Ebenso war es auf geistigem Gebiet. „Vom Atlantischen Ozean bis nach China hinein entstand eine einheitliche

religiöse Wissenschaft, die von den Schriftgelehrten assimilierten Lehren eines Aristoteles wanderten mit anderen geistigen Gütern durch das ganze Reich, ja dann über seine Grenzen hinaus bis zum Lop-Nor oder an den Tschadsee" (Becker). Nun begann auch die religiöse Durchsetzung, durch die der Islam eine Mischung von Religion, Staatsideal und Zivilisation wurde, die ihn zu einer Weltreligion machte, und die in der Scharia (dem „Weg") ihre bleibenden Normen fand.

Die Scharia, das kanonische Gesetz des Islam, die Gesamtheit von Allahs Geboten, umfaßt das Erbrecht, die Strafen, Befehle und Verbote, kurz die auf die äußeren Handlungen des Menschen bezüglichen Vorschriften Allahs. Die Wissenschaft von der Scharia heißt Fikh, die Gesetzeswissenschaft im Islam. Wie das römische Recht umfaßt sie die kirchlichen und menschlichen Angelegenheiten und erstreckt sich auf alle Beziehungen des religiösen, staatlichen und bürgerlichen Lebens. Die Fikh-Werke, besonders die aus späterer Zeit stammenden und weithin als maßgebend anerkannten, sind die Gesetzbücher für den orthodoxen Muslim, in welchen er Allahs Scharia auf die für ihn bindende Weise auseinandergesetzt findet, während Koran und Hadith für ihn keinen andern Wert mehr haben können als den einer erbaulichen Lektüre (Enzyklopädie des Islam). Da jedoch der Laie aus den Fikh-Büchern nicht schließen kann, wie das Gesetz in bestimmten Fällen angewendet wird, bedarf er einer Belehrung durch Sachkundige. Diese geschieht durch Fetwas (Gutachten), und ein Rechtsgelehrter, der Fetwas erteilt, heißt Mufti, wogegen der Kadi der religiöse Richter ist. „Die Scharia umfaßt als Pflichtenlehre das gesamte religiöse, politische, soziale, häusliche und individuelle Leben der Bekenner des Islam in vollem Umfange, ohne Einschränkungen und das geduldeter Andersgläubiger insofern, daß ihre Lebensäußerungen dem Islam in keiner Weise hinder-

lich seien“ (Enzyklopädie des Islam). Dabei handelt es sich um Bestimmungen über den Kultus und rituelle Verpflichtungen und um Vorschriften juridischer und politischer Art. Diese Vorschriften greifen weitgehend in das Privatleben ein, sofern sie z. B. über den Umgang zwischen den beiden Geschlechtern, über Kleidung und Schmuck bei Männern und Frauen, über den Gebrauch von Musikinstrumenten und von goldenen und silbernen Gefäßen oder über die Darstellung lebender Wesen handeln. Ihre Absicht war mehr die religiöse Wertung aller Lebensverhältnisse als juristische Gesichtspunkte.

Die Scharia umfaßte aber nicht das gesamte Recht. Einige Rechtsgruppen wie das Handelsrecht, das Staats- und Strafrecht, das Kriegs- und Steuerrecht und die Eigentumsprozesse zog die weltliche Macht an sich und entwickelte sie allmählich, bis sie festen Gesetzen nach europäischem Muster unterworfen wurden. Es herrschte also im Islam eine doppelte Rechtssprechung, eine religiöse und eine weltliche. Heute ist die Scharia und mit ihr der Fikh aus dem öffentlichen Leben größtenteils verdrängt und hat europäischen Gesetzbüchern Platz gemacht.

Der Unterschied zwischen dem alten Nationalstaat also und dem späteren Universalreich war, wie aus diesen Ausführungen hervorgeht, grundsätzlich und weitgehend. Der islamische Staat der patriarchalischen Epoche war eine religiös-politische Vereinigung arabischer Stämme, die mit dem Losungswort „Kein Gott außer Gott“ fremde Länder eroberten. An seiner Spitze stand der Kalife, der als geistiges und weltliches Oberhaupt Stellvertreter und Nachfolger des Propheten war. Er leitete die Kriegszüge, verwaltete das Staatseinkommen und verfügte über das „Schatzhaus der Muslimen“. Er übte auch das Richteramt aus und entschied Prozesse. Ferner leitete er als religiöses Oberhaupt oder Imam den Gottesdienst. Alle diese Funktionen wurden mit der Ausdehnung des Islam eigenen Be-

amten übertragen. Die beiden ersten Nachkommen des Gesandten Gottes Abu Bekr und Omar waren schlichte Männer, die wie die andern Gläubigen lebten, und denen jeder freigeborene Araber als vollkommen gleich galt. Nur ihre unbestrittene Stellung als Nachfolger des Propheten verlieh ihnen ein Ansehen, das genügte, um ein täglich größer werdendes Reich zu regieren. Die Kalifen sollten eigentlich durch das Volk gewählt werden, doch wurde ihre nur von ihrer nächsten Umgebung ausgerufene Wahl stets erst nachher vom Volke genehmigt, oder aber, wie es unter den Omajjaden geschah, von einem Teil des Volkes verworfen. Da es seit den Omajjaden nur mehr erbliche Dynastien gab, konnte nur mehr von einer nachträglichen Genehmigung des schon als Nachfolger bestimmten Kalifen die Rede sein. Es wurde dafür gesorgt, daß diese Wahl zustimmend erfolgte. In den Fällen gewaltsamer Herrschaftsaneignung sprach man von einer „zwangsweisen Wahl". Schon unter den Omajjaden komplizierte sich der Verwaltungsapparat im Vergleich zur medinensischen Zeit bedeutend. Der Kalife bestellte Beamte, die ihm bei der Führung der Staatsgeschäfte halfen und setzte als Leiter der neu eroberten Länder Statthalter ein.

Die Kalifen verfielen mit unheimlicher Schnelligkeit dem Wohlleben und Vergnügen, so daß die Verantwortung der Staatsgeschäfte in den Händen von Vizekönigen wie Haddschadsch lag. Nur wenige Kalifen wie der Omajjade Walid (705–715) waren Ausnahmen. Mit der Abnahme der Kalifenmacht unter den Abbasiden wuchs die Selbständigkeit der Statthalter der Provinzen, so daß sie vom elften Jahrhundert an meist selbst schon souveräne Fürsten geworden waren, welche die Oberhoheit der Kalifen nur mehr formell anerkannten. Eines der frühesten Beispiele dafür ist Ägypten, das vom Zeitpunkt der Eroberung im Jahre 641 bis zum Jahre 868 als Reichsprovinz von achtundneunzig Statthaltern regiert worden war, bis

sich Ahmed Ibn Tulun selbständig machte und eine eigene Dynastie gründete, die siebenunddreißig Jahre dauerte. Nach einem nochmaligen Versuch der Kalifen, diese reiche Provinz durch loyale Statthalter ans Reich zu fesseln, folgten 935 die Ikhschididen als selbständige Souveräne, und seitdem blieb Ägypten bis zur osmanischen Eroberung ein selbständiger Staat. Außer diesem Weg zur Erlangung der Herrschaft über eine Provinz gab es den Weg der Eroberung und der gewaltsamen Aneignung eines Herrschertitels. Solche Usurpatoren erlangten meistens nachträglich die rechtmäßige Bestätigung durch den Kalifen gegen das Versprechen, die Würde des Kalifats und der obersten religiösen Behörde zu wahren und für die Durchführung der religiösen Vorschriften zu sorgen.

Die Rechtspflege wurde durch die vom Kalifen, dem Wesir oder dem Statthalter ernannten Richter ausgeübt. Die Amtsbefugnis des Kadi besteht in der Eintreibung von Rechtsansprüchen, der Aufstellung von Vormundschaften, der Aufsicht über Stiftungen und deren Verwaltung, der Durchführung testamentarischer Verfügungen, der Anordnung der vom Religionsgesetz festgesetzten Strafen, der Oberaufsicht über die Straßen- und Gebäudeordnung, der Oberaufsicht über die Gerichtsbeamten und der Unparteilichkeit in allen Urteilen.

Zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung, besonders auch im Marktwesen, war das Amt des Polizeivogtes berufen. Er hatte auf Ruhe und Ordnung und gute Sitten zu achten; auf die Abhaltung der Gebete in der vorgeschriebenen Weise; auf die passende Wiederverheiratung der Witwen nach Ablauf der gesetzlichen Frist und dergleichen Dinge mehr.

Das Finanzwesen beruhte auf der Vermögenssteuer und den allgemeinen Staatseinnahmen, die von den Tributzahlungen der unterworfenen Völker, der Kriegsbeute, der Kopfsteuer, dem Zehent und der Grundsteuer genährt

wurden. Die Vermögenssteuer, auch Armentaxe (Sakat) genannt, mußte jeder Muslim von jenem Teil seines Besitzes entrichten, der einer Vermehrung fähig ist, also von Grundbesitz, Herden, Häusern, Geld und Handelsgütern. Schon im Koran heißt es: „Verrichtet das Gebet und zahlet die Armentaxe." (II, 40.) Das Ausmaß war ein bis zweieinhalb vom Hundert, wobei ein gewisser Mindestbesitz frei blieb. Der aus der Vermögenssteuer gebildete Fonds wurde zur Unterstützung der Armen und Mittellosen verwendet, die bis zu zwanzig Dinar (zweihundert Mark) jährlich erhielten, ferner für die Steuerbeamten, die mit der Eintreibung dieser Steuern betraut waren, für jene, die im Interesse des Islam wirkten, für Sklaven, um sich frei zu kaufen, für Verschuldete unter gewissen Bedingungen, für solche, die freiwillig in den Religionskrieg zogen, und für mittellose Fremdlinge. Die Verteilung der Armensteuer war auf die Stadt oder den Distrikt beschränkt. Die allgemeinen Staatseinnahmen flossen aus den Zahlungen der unterjochten Völker auf Grund von Kapitulationen, erkauftem Waffenstillstand, der Kopfsteuer, dem Zehenten, der von den Waren der Ungläubigen eingehoben wurde, wenn sie muslimisches Gebiet betraten, und aus der Grundsteuer. Der Hauptteil dieser Einnahmen sollte für die Bedürfnisse des Heerwesens und den Sold der Truppen dienen. Die „Kriegsbeute" umfaßte die Gefangenen, und zwar Männer, Weiber und Kinder, die eroberten Länder und die dem Feind abgenommenen Wertgegenstände. Ein Fünftel der Beute an Wertgegenständen gehörte dem Kalifen, vier Fünftel den Truppen.

Außer dem Amt des Gebetsvorstehers, Imam, für die Freitagsmoscheen, der vom Kalifen oder sonstigen Herrscher ernannt wurde, war der Vorsteher der Pilgerkarawane eines der wichtigsten religiösen Ämter. Der Kalife übernahm dieses Amt manchmal selbst, sonst wurde es einem der ersten Würdenträger des Reichs, dem Thron-

folger oder einem Prinzen der herrschenden Dynastie übertragen. Das Amt beschränkte sich nicht nur auf die Leitung der Pilgerkarawane nach Mekka, sondern auch auf die Leitung der dort wochenlang dauernden, mit Prozessionen verbundenen Zeremonien.

Die Umwandlung in eine zweite islamische Staatsform, also des Feudalstaates in einen bürokratisch regierten, zentralistischen Staat, erfolgte unter dem abbasidischen Kalifen al-Mutadid (892–902). Vor ihm standen die Provinzen wie Bundesstaaten in nur loser Verbindung mit der Zentralbehörde, doch hatte schon vorher jedes Land auch in Bagdad sein Ministerium *(diwan)*, das seine Angelegenheiten bearbeitete. Al-Mutadid faßte diese Landschaftsämter in dem „Hofamt“ zusammen, mit den drei Unterabteilungen Ministerium des Ostens, des Westens und Babyloniens. Gleichzeitig wurden die Finanzämter dieser drei Ministerien unter einem Vorstand vereinigt. Unter seinen Nachfolgern vereinigte man die oberste Kontrolle des Staates in zwei Ministerien, das Ministerium des Innern und das Ministerium der Finanzen. Unter diesen obersten Behörden stand eine Reihe von Ämtern, Diwane genannt, wie sie meist auch jede Provinz besaß. Da der Reichskanzler oder Wesir, der Vorstand der Zentralbehörde, die Provinz Babylon selbst verwaltete, dienten einige bagdadische Provinzialstellen auch als Reichsamt. An Ämtern werden angeführt: Das Kriegsamt, das Ausgabenamt, das hauptsächlich für die Hofbedürfnisse bestimmt war und die entsprechenden Hofkammern unter sich hatte, das Staatskassenamt als Kontrollstelle zwischen dem Ausgabenamt und dem Ministerium des Inneren, das Vergleichsamt, die Ausfertigungskanzlei, das Generalpostamt, das auch die Inspektion und Instandhaltung der Straßen besorgte und Spionagedienst hatte, das Kabinett des Kalifen, unsere frühere Kabinettskanzlei, das Siegelamt, das Amt des Siegelbrechens, die Reichsbank und das Wohltatenamt. Die

Minister waren in drei Rangklassen eingeteilt und bezogen Gehälter von 500 Dinaren (5000 RM) monatlich abwärts. Gewöhnliche Konzeptsbeamte bekamen etwa 40 bis 60 Dinare monatlich.

Die Ähnlichkeit dieser Verwaltungsorganisation mit unseren modernen Verwaltungsapparaten ist überraschend und hätte bei dauernd straffer Durchführung die schönsten Erfolge gezeitigt.

Mit der bürokratischen Zentralisierung wurde erst das Amt des Wesirs notwendig. Der omajjadische Feudalstaat kannte es noch nicht. Auch der Wesir wurde nun mit festem Gehalt von 5000, später 7000 Dinaren monatlich angestellt, wozu er noch je 500 Dinare, also einen Ministergehalt als Apanage für jeden Sohn bekam. Auch die Arbeitsweise eines Wesirs um 913 wird uns mitgeteilt, sie gleicht durchaus der unserer obersten Beamten. „Frühmorgens kamen seine Räte; er stellte jedem die Akten seines Ressorts zu und befahl, was er haben wollte. Am Abend brachten sie die fertigen Arbeiten zur Durchsicht und blieben bis in die Nacht hinein. Waren die Akten erledigt und ihm Schriftstücke mit Ausgaben, Anweisungen, Ausfertigungen und Rechnungen vorgelegt worden, so hob er die Sitzung auf, und alle gingen weg, nachdem er aufgestanden war“ (Mez). Sein verantwortliches Amt schützte den Wesir jedoch ebensowenig wie irgend einen anderen Beamten vor Launen und Gewalttaten durch degenerierte Kalifen oder andere Herrscher, nicht vor Grausamkeiten, wie Blendung oder Nasenabschneiden, noch vor Mord in höherem Auftrag.

Die wie überall auf den Steuern beruhende Finanzverwaltung war so kompliziert, daß hier von einer auch nur flüchtigen Schilderung abgesehen werden muß. Allein der Hinweis, daß die Steuertermine nach verschiedenen Jahresrechnungen festgesetzt werden mußten, nach dem Mondjahr, dem Sonnenjahr, dem koptischen, syrischen und per-

sischen Jahr, mag eine Vorstellung von den ständigen Schwierigkeiten geben, die daraus entstanden. Die Kopfsteuer der Christen und Juden und die Almosensteuer der Gläubigen wurden nach dem Mondjahr monatlich berechnet. Das war einfach. Aber die meisten Steuertermine auf dem Lande, die sich nach der Ernte richten mußten, konnten nicht an einen Monat gebunden, sondern mußten stets aufs neue festgesetzt werden. Noch bis ins zehnte Jahrhundert hinein wurden viele Steuern auch in Naturalabgaben geleistet.

Neben dem gewöhnlichen Grundbesitz bestand auch die Einrichtung des Lehens, die Erbpacht, die im Osten und Westen altes Herkommen war, im Osten nach dem Zeugnis der alten Schriftsteller persischen Ursprungs. Hier wie dort wurden auf diese Art Domänen und herrenloses oder verlassenes Land verpachtet. Theoretisch war dafür der Zehent des Einkommens zu zahlen. Praktisch aber bot der Erbpachtbesitz kaum Vorteile vor gewöhnlichem Grundbesitz.

Der Geschichten über ungerechten Steuerdruck und damit zusammenhängende Exekutionen ist kein Ende. A. Mez stellte in seiner „Renaissance des Islams“ eine Reihe von Anekdoten dieser Art zusammen. Damit befinden wir uns wieder im echtesten Orient. Obwohl die Auferlegung von Zöllen nach strengem islamischen Urrecht verboten war, wurden immer mehr und mehr Zölle geschaffen; Ein- und Ausfuhrzölle, See-, Fluß- und Straßenzölle. Im 10. Jahrhundert kam auch die Steuerpacht auf, die natürlich von den Pächtern weidlich ausgenützt wurde, zumal man den Bock zum Gärtner machte und die Grundsteuerpächter als amtliche Finanzdirektoren anstellte, damit sie mit mehr Nachdruck erpressen konnten. Die meisten Reichsfürsten, Emire, waren der Form nach „Pächter“ ihrer eigenen Länder, d. h. geraubter Länder, die sie widerrechtlich besetzt hatten, um sie dann von den ohnmächtigen Kalifen gegen ein Pachtgeld zugewiesen zu bekommen.

Die Zentralisierung der Verwaltung des Reichs und die damit verbundene weitgehende Übertragung der Macht an den Wesir bedeutete aber auch den Anfang vom Ende der weltlichen Macht des Kalifen. Durch die Usurpation der Herrschergewalt seitens der Statthalter oder iranischer und türkischer Eroberer bröckelte das Reich immer mehr ab, bis schließlich die Autorität des Kalifen kaum über das Stadtgebiet von Bagdad hinausreichte. Als Gegenbewegung dieser Einschränkung der weltlichen Macht gewann die religiöse Stellung des Kalifen als Imam und als Verteidiger der Religion an Bedeutung. Im Gegensatz zur einstigen Toleranz gegen Andersgläubige setzte nun eine Verfolgung der Nicht-Muslim und Ketzer ein. Bei aller praktischen Machtlosigkeit bewahrte das Kalifat noch immer soviel Autorität, daß die unabhängigen neuen Herrscher, wie Mahmud von Ghasna, sich um Titel bewarben, die ihre Herrschaft legitimierten und sie in den Augen der orthodoxen Untertanen rechtfertigten. Nachdem Saladin die Herrschaft über Ägypten und Syrien an sich gerissen hatte, wurde er im Jahre 1175 vom Kalifen mit diesen Ländern belehnt und erhielt Ehrengewänder. Das ging so fort, bis Bagdad im Jahre 1258 vom Mongolen Hulagu eingenommen und der letzte Kalife al-Mutasim hingerichtet wurde. Wohl führten Nachkommen der Abbasiden noch mehr als zweieinhalb Jahrhunderte den Kalifentitel in Kairo unter dem Schutz der Mamlukensultane fort, aber keiner von ihnen übte Regierungsgewalt aus. Seitdem eigneten sich von Zeit zu Zeit verschiedene Fürsten der islamischen Welt den Kalifentitel an, Seldschuken, Timuriden, Turkomanen und Osmanen. Als im Jahre 1922 das Sultanat der letzteren aufgehoben und die Türkei Republik wurde, blieb das Kalifat zwar noch, wenn auch aller weltlichen Macht entkleidet, bestehen, wurde aber bald darauf, im März 1924, ganz abgeschafft.

Askese und Mystik

Der Hang zum mystischen Leben, der sich in allen Ländern und bei allen Völkern findet, machte sich auch im Islam von allem Anfang an bemerkbar. Zur Rechtfertigung dieser Richtung wurden Traditionen gefunden, die vom Innenleben des Propheten etwas zu wissen vorgaben. Übrigens ist Muhammeds Himmelsreise, die er im Traum zurückgelegt haben soll, ein Beispiel eines mystischen Aufschwungs. Mystische Schulen gab es in den arabischen Kolonien in Basra und Kufa seit dem zweiten Jahrhundert der Flucht. Und diese Schulen stießen auch bald auf den Widerstand der Kharidschiten und imamitischen Sekten, wie auch der konservativen Kreise. Die Imamiten warfen ihnen vor, daß sich aus ihren Lehren eine ungewöhnliche Lebensart entwickle, und daß ein Gnadenzustand erstrebt werde, der von der Verehrung der Imame ablenke, während Ibn Hanbal und seine Partei einwarf, sie entwickelten die Meditation auf Kosten des mündlichen Gebetes und erstreben für die Seele einen dauernden Freundschaftszustand mit Gott, der ungehörig sei. Die Mutaziliten oder Scholastiker aber, die eine durch die kirchlichen Dogmen gebundene Philosophie betrieben, erklärten die Idee einer allgemeinen Liebe, die den Schöpfer mit seinen Geschöpfen vereint, für absurd, denn sie entwickle in der Theorie Anthropomorphismus und in der Praxis Berührung und gegenseitige Durchdringung mit Gott. Trotz aller Gegnerschaft aber ließ sich die Entwicklung der Mystik im Islam nicht aufhalten.

Der Koran bot den nach seelischer Nahrung und inneren Erlebnissen Suchenden so gut wie nichts. Er berührte nicht

die seelischen Kümmernisse der menschlichen Natur und ihr Bedürfnis nach innerer Läuterung. Diese Vernachlässigung des Innenlebens, das Vorwiegen juristischer Ermahnungen und reiner Glaubenssätze im offiziellen Islam, konnte die Neubekehrten, die durch die Lehren der gnostischen Sekten, der Kabbala und des Buddhismus für seelische Ansprüche erzogen waren, nicht befriedigen. Sie trugen von ihren früheren Religionen her das Bedürfnis nach seelischer Spannung und Erhebung wie ein Heimweh mit sich herum. Der äußere Formalismus der Scharia, des kanonischen Gesetzes des Islam, die peinlich ausgearbeitete Gesetzgebung der orthodoxen Schulen, trug ihrem Gefühlsleben keinerlei Rechnung. „Wie können", fragt Gazali, „die Diskussionen über die Ehescheidung und über Käufe und Verkäufe die Gläubigen für das Jenseits vorbereiten?"

Der Koran bescheidet sich damit, an zahlreichen Stellen das Vertrauen auf Gott, die völlige Unterwerfung unter seinen Willen als das Ideal hinzustellen. Sein abstrakter Monotheismus hatte Gott vom Menschen so weit abgerückt, ihn so hoch gestellt, daß er ihm gefühlsmäßig unerreichbar, ein abstraktes Schemen ohne Inhalt, eine Zungenübung wurde. Der „Vater im Himmel", dem väterliche Liebe für seine Erdenkinder innewohnt, wurde abgeschafft. Zwischen dem Schöpfer und den Geschöpfen läßt der Koran keinerlei Möglichkeit einer Wechselbeziehung offen. Liebe aber verlangt Gegenliebe als Nahrung. Die seelenlosen Krämer mit Wortbedeutungen, die Ulemas, die den Frieden stets im Munde führten, aber vom Streite lebten, waren so religionsfremd, daß sie gar nicht wußten, was wirkliche Religion ist, und daß diese überhaupt erst mit der Mystik anfängt, während alles andere nur moralisierende Schönrednerei und äußere Scheinheiligkeit ist, zu propagandistischen Zwecken und für öffentliche Schaustellung gut genug, für die menschliche Seele aber völlig belanglos. Die

Sufis waren denn auch ausgesprochene Gegner alles Juristischen. Ihre Verachtung gegen die Jurisprudenz, die sie als weltliche Wissenschaft ansahen, konnten sie nicht scharf genug ausdrücken. „Die schlechten Gelehrten sind wie ein Stein, der in die Mündung eines Wässerungsgrabens gefallen ist. Er selbst kann das Wasser nicht trinken, noch läßt er es durch in das Feld. So sind die Weltgelehrten: sie sitzen auf dem Weg zum Jenseits, kommen selbst nicht hinein und lassen auch die Knechte nicht zu Gott gehen. Oder wie die getünchten Gräber, außen gepflegt, innen voller Totenbeine.“ Die Sufis haben hierin auch gesiegt, denn im nächsten Jahrhundert erklärt Gazali, der Vater der späteren muhammedanischen Orthodoxie, die Jurisprudenz für etwas Weltliches, Untheologisches.

Die islamische Mystik ist ein Zweig der als Sufismus bezeichneten Geheim-Bewegung der islamischen Religion. Das Wort kommt von *ssuf*, Wolle, d. i. der weiße Mantel aus Schafwolle, den die Sufis zu tragen pflegten. Ursprünglich als Beiname al-Sufi für einzelne Anhänger der Askese und Mystik, die nach dem Vorbilde der christlichen Mönche Kutten trugen, gebraucht, bezeichnete das Wort in Kufa bald eine asketisch-mystische Schule, fünfzig Jahre später sämtliche Mystiker des Irak und nach zwei Jahrhunderten sämtliche islamische Mystiker. Synonyme des Wortes Sufi sind Fakir, der Arme, und Derwisch, der Bettler. Beide Worte deuten auf die grundsätzliche Absage der Asketen und vieler Mystiker an die irdischen Güter hin. Mystik freilich wurde im Islam wie auch sonst auf Erden auch von Leuten ohne suf und mit normalen Lebensgewohnheiten geübt.

Vom christlichen Mönchstum beeinflußt, pries der Prophet in früheren Suren des Koran die Demut der Mönche (V, 85) und lobt das Mönchsleben, „freiwillig gewählt, um sich das Wohlgefallen Gottes zu sichern“ (LVII, 27). Offenbar wurden auch die Vorschriften für die häufigen Gebete

noch spät nachts und vor Sonnenaufgang durch das Beispiel christlicher Klöster veranlaßt. In den medinensischen Suren ist von derartigen Dingen allerdings nie mehr die Rede, sondern nur noch von Politik, Eroberung und profanen Dingen wie Eheangelegenheiten.

Asketen und Mystiker gingen in den ersten drei Jahrhunderten der Flucht ihre eigenen Wege, erst seit dem 10. Jahrhundert sind Spuren des gemeinsamen Lebens und einer eigenen Gesetzgebung zu finden. Die Ordnung des Mönchslebens vollzog sich nach dem Vorbild, das man überall in Syrien und Ägypten in den christlichen Klöstern beobachten konnte. Man versammelte sich zu gemeinsamen Konzentrationsübungen, übte aber gleichzeitig die einsame Meditation und führte Nachtwachen in Verbindung mit koranischen Rezitationen und Absingen von Litaneien, den sogenannten Zikr, ein. Auch wählte man nach christlichem Vorbild geistliche Führer, die den Titel Scheikh oder Morchid führen.

„Diese Erde ist keine Stätte des Bleibens. Die Buße muß uns von ihr lostrennen und die Erinnerung an unsere Sünden. Wir müssen diese beweinen und sühnen durch Fasten, Gebet und Almosengeben an die Armen.“ Ebenfalls in Nachahmung der christlichen Askese wurde die Angst vor dem letzten Gericht und vor der Rechenschaftsgebung, dem Tag der Tränen, genährt, deren Predigt den Sufis auch den Namen „Weiner“ eintrug. Der Sufismus pries ferner die Liebe zu Gott, und zwar eine wahre, gefühlsmäßige Liebe, nicht nur Liebe der Dankbarkeit und des guten Willens zum gütigen Spender. Alle diese Grundlehren des Sufismus kehren auch immer wieder in der an Schönheiten reichen mystischen Dichtung:

„Wenn morgen die Posaune dröhnt zum Tage des Gerichts,
So kommen Mann und Weib zu Ihm erbleichenden Gesichts.
Ich aber trete vor Dich hin, in meiner Hand die Liebe,
Und spreche: Rechne mit mir ab, o Herr, ich fürchte nichts.“

Übertragung von Max Meyerhof

Die Ulemas ließen im Gegensatz dazu nur die Liebe der „Unterwerfung" und Ergebung in den göttlichen Willen zu, eine Knechtschaft (Abd-Allah), keine Sohnschaft, wie der christliche Glaube. Die Sufis aber griffen auf das evangelische *vos dixi amicos* zurück, auf die Freundschaft mit Gott. Damit erwarben sie viele Anhänger, die die Weltlichkeit und der Formalismus des orthodoxen Islam nicht befriedigen konnte.

Der Einfluß der gnostischen und christlichen Gedankenströme löst im 9. und 10. Jahrhundert im Islam eine Bewegung aus, dessen Ideal und Ziel die Erkenntnis Gottes (*marifat Allah*) war, die für Muhammed Gotteslästerung gewesen wäre. „Alle Kennzeichen der ehemaligen Gnosis treten wieder auf, der Esoterismus, die Mysterienorganisation, die Abstufung der Erkenntnis, die Emanationstheorie, der Parallelismus der zwei Welten, die ehemalige Erbweisheit des alten Babylons, das Schwanken zwischen Askese und Libertinismus, die Auffassung der Heiligung als eines ‚Weges'." Die ältesten sufischen Schriften, die des Muhasibi (gest. 234/848), zeugen klar von starkem christlichen Einfluß. Die eine beginnt mit dem Gleichnis vom Säemann, die andere kann man eine erweiterte Bergpredigt nennen. Der alte sufische Kirchenvater al-Hakim et-Tirmidi (gest. 285/898) hat Jesus über Muhammed gestellt. „Niemals wieder war das muhammedanische Reich so ‚voll von Göttern', die Grenze zwischen Allah und seinem Knecht so verwischt; der Sufi erkannte sich hinauf bis zur Vereinigung mit Gott, der Hululi sah Allah zu Bagdad auf dem Johannesmarkt in Schuhen gehen, und in den mahdistischen Kreisen wurde mit der Göttlichkeit des ‚Reichsverwalters' gespielt, wie niemals zuvor oder hernach" (Mez). Am Ende dieser Zeit steht der fatimidische Kalife Hakim, der sich zum Gott erklären ließ.

Das Hauptdogma der Sufis im 10. Jahrhundert war das „Gottvertrauen", und zwar das wahllose Gottvertrauen,

ohne jedes eigene Zutun. Außer diesem galten die „Geduld", die „Zufriedenheit" und die „Hoffnung" auf Gottes Gnade als die wichtigsten Forderungen der sufischen Einstellung. Es ist die Einstellung des islamischen „Fatalismus", Kismet, der, wenn auch vorher schon vorhanden, vom Sufismus zielbewußt entwickelt und dann vom gesamten Islam als eine dem Orientalen sehr zusagende Einstellung zum Leben übernommen wurde. „Durch sufisches Beispiel und Beredsamkeit wurde es jetzt jedem Muslim eingehämmert, daß jedem sein irdischer Erfolg oder Mißerfolg zugeteilt und zugeschrieben sei, lange bevor er auf die Welt kommt, daß ‚vor ihm fliehen ist, wie vor dem Tode fliehen, er erreicht ihn doch', daß ‚wenn einer am Morgen für den Abend sorgt, es ihm als Sünde aufgeschrieben wird' ..." Und sie verklärten das knechtische Gottvertrauen zur wunschlosen Freude an der Schickung Gottes, zum amor fati, so daß „man zufrieden wäre, wenn Allah einen auch in die Hölle steckte."

Die zweite Hauptlehre der Sufis ist die Lehre von den Heiligen. Es wurden derer immer mehr, schließlich war ihr Chor im 11. Jahrhundert schon auf mehrere Hundert angewachsen. Jede Nacht machten sie die Runde um die Welt. Zahlreiche Sufis, welche die beiden an Heilige gestellten Ansprüche erfüllten, nämlich, daß ihr Gebet erhört werde, und daß sie Gnadengaben hatten, wurden zu Heiligen erklärt, und es entstanden unzählige Wundergeschichten. Ihre Verehrung blieb jedoch auf die sufischen Kreise beschränkt.

Eine dritte Neuerung der Sufik, die auch im sunnitischen Lager Zugkraft erhielt, war die Steigerung der Gestalt Muhammeds ins Übermenschliche, fast ins Göttliche. In farbenreichen Metaphern werden seine Eigenschaften gepriesen. „Alle Lichter des Propheten, lautet ein Hymnus des Halladsch, sind von seinem Lichte ausgegangen, er ist vor Allem gewesen, sein Name ist dem Schreibrohr des

Schicksals zuvorgekommen, er war bekannt vor aller Geschichte und allem Sein und wird dauern nach allem Ende. Durch seine Weisung sahen die Augen. Über ihm blitzte eine Wolke, und unter ihm blitzte eine Wolke und flammte und regnete und befruchtete. Alle Wissenschaften sind ein Tropfen aus seinem Meere, alle Weistümer sind eine Handvoll aus seinem Bache, alle Zeiten sind eine Stunde aus seinem Leben."

Zur eigentlichen persönlichen Mystik kennt Gazali (gest. 1111) drei Wege: den reinigenden, den erleuchteten und den einigenden. Die Übungen des ersten Weges werden der Seele die Kraft verleihen, sich ihrer Fehler zu entledigen; dann wird sich vor ihr der Weg öffnen, an dessen Ende sie die Stationen (*maqamat*) der Vollendung und der Vereinigung mit Gott erreichen wird. An den Beginn seiner mystischen Erziehung stellt Gazali die Notwendigkeit der Buße, um die möglichst vollkommene Reinheit des Herzens zu erreichen. Die mystische Erleuchtung hängt davon ab. Diese Erleuchtung verschafft über die ewigen Wahrheiten verläßlichere Gewißheit, als Diskussion und spekulative Philosophie es vermögen. Gazali empfiehlt die tägliche Gewissensforschung mit einer Strenge, die Ignatius von Loyola nicht übertroffen hat. Das am Morgen aufgestellte Tagesprogramm der Willensgymnastik soll abends genau auf seine Erfüllung hin nachgeprüft und darüber ein Tagebuch geführt werden. Eingetretene Schwächen sollen durch eine selbstauferlegte Buße gesühnt werden. Das geistige Leben erhält seine beste Nahrung durch die Meditation. Man wendet dafür die drei Kräfte der Seele an: Gedächtnis, Intelligenz und Willen. Gazali behandelt ferner die Ekstase, für die man sich durch Gebet, Fasten, Schweigen und Einsamkeit vorbereiten kann. Er gibt die Wirklichkeit der mystischen Vereinigung der Seele mit Gott zu, lehnt aber die Möglichkeit eines völligen Aufgehens in Gott ab. Er brachte es zustande, seine ortho-

doxe Einstellung und Beobachtung der gesetzlichen Vorschriften mit einer ehrlichen Bemühung um ein möglichst gesteigertes Innenleben zu vereinigen. Deshalb wurde er auch als „Mudschaddid“, Erneuerer der Religion betrachtet, der einer Überlieferung gemäß am Anfang eines jeden Jahrhunderts erscheinen sollte.

Im zweiten Jahrhundert der Flucht, nachdem die Ausbreitung des Islam über die westliche und östliche Welt im großen und ganzen beendet war, kamen die intellektuellen Zentren in immer engere Berührung mit der aramäischen Welt, die von Christen und Juden bevölkert war, und lernten die griechischen und synkretistischen Lehren der orientalischen Philosophie kennen. Die moslimische Askese wurde mit den neuplatonischen, gnostischen und manichäischen Lehren bekannt. Später, als der Sufismus bis an die Ostgrenze des Reiches vorgedrungen war, kamen auch buddhistische und yoghistische Lehren und Praktiken hinzu. Die yoghistische Selbstauslöschung im Samadhi, der weltentrückten Versenkung, löste entsprechende Übungen in der islamischen Mystik aus, das *fanâ*, das Gazali als den Zustand organischer Empfindungslosigkeit beschreibt, der als Begleiterscheinung der Ekstase auftrete. Dieser vorübergehende Zustand der weltabgewandten Versenkung konnte jedoch auch in eine positive, bewußte Dauervereinigung mit Gott übergehen, das *baqâ*. Durch eine Vokalveränderung brachte man einen Koransatz zu dem Sinn „Wir (Allah) sind alles“, womit der Monismus erklärt war. Nun wird die menschliche Seele wirklich Gottes Seele, ein Zustand, den der Sufi durch fortgesetzte Übungen erreichen zu können behauptete. Die Überzeugung, diese Vereinigung vollzogen zu haben, führte schließlich zum persönlichen Gotteswahn, über den es verschiedene Anekdoten gibt. Abu Yezid Bistami ging in seinem kollegialen Verkehr mit Gott, den er in sich wohnend fühlte, soweit, ihm gegenüber zu prahlen: „Du gehorchst mir mehr, als

ich Dir gehorche." Als er eines Tages den Muezzin das „Allah akbar" rufen hörte, rief er aus: „Ich bin noch größer." Und der Sufi Halladsch rief eines Tages: „Ich bin die Wahrheit!"[10]

Das Fehlen einer autorisierten Hierarchie, wie sie die christliche Askese besitzt, führte den Sufismus zu Abwegen und Auswüchsen, wie die oben erwähnten und forderte immer wieder die Gegnerschaft des orthodoxen Islam heraus. Dieser erschien den Sufis tief unter der „Religion des Herzens" stehend, und sie stellten die *marifa,* die göttliche Weisheit, hoch über das *'ilm,* die dialektisch betriebene, theologische Wissenschaft der Ulemas, die sich nur mit den äußeren Gesetzen beschäftigt. Die Sufis sind die „Initiierten", die Eingeweihten. Sobald einer von ihnen in das Stadium des *ittihad*, der Endosmose des göttlichen Wesens getreten war, glaubte er sich von den äußeren Forderungen der legalen Religion befreit.

Ibn al-Arabi (1165–1240), der aus Spanien stammende berühmte Mystiker pantheistischer Richtung, führt den Mystizismus – von der orthodoxen Rücksichtnahme des Gazali abweichend – in Regionen, die nur noch für initiierte Kreise zugänglich waren. Er unterdrückte die demütige Meditation ebenso wie die Gewissenserforschung und überläßt sich seiner Einbildung in der Begeisterung. Die göttliche Wesenheit offenbart sich ihm in der Form der Vokabel „Hu", Er, im Zentrum eines geometrisch leuchtenden Musters, das sich vom roten Grund abhebt. Er erzählt in seinen Schriften auch von den merkwürdigen Vereinigungen, die er erlebt hat.

Im 12. und 13. Jahrhundert wurden mehrere große Sufiorden gegründet. Die Zahl der Orden mit ihren Zweiganstalten, den Bruderschaften und Schulen mit eigenen Namen beträgt heute etwa einhundertsechzig. Die Bruderschaften besitzen Versammlungshäuser, die in den verschiedenen Ländern des Islam verschieden gestaltet sind

und verschieden bezeichnet werden: Zauwia, Ribat, Khanka, Tekke usw. In diesen Häusern, wo einzelne auch längeren Aufenthalt nehmen, treffen sich die Mitglieder zu ihren gemeinsamen Übungen, dem Zikr. Zikr bedeutet „die Verherrlichung Allahs in gewissen bestimmten Worten, die in rituell festgesetzter Weise wiederholt werden“. In den Derwisch-Bruderschaften besteht ein wesentlicher Teil jeder gemeinsamen Übung im Zikr, der in der vielmaligen Wiederholung von Sätzen wie: la Ilaha illa llah, Subhana llah, al Hamdu lillah, Allahu akbar und der verschiedenen Namen Gottes besteht. Dazu kommen geistliche Gesänge, Tanz und Trommelspiel.



Die Sekten des Islam

Einer Tradition zufolge soll Muhammed gesagt haben: „Meine Gemeinde wird sich in dreiundsiebzig Teile spalten, wovon nur einer gerettet werden wird.“ Um diese Voraussage erfüllt erscheinen zu lassen, bemühten sich islamische Religionsforscher, zweiundsiebzig Sekten zu „zählen“ und erreichten es auch durch Einbeziehung verschiedener Untersekten, mit der jede Hauptsekte gesegnet war. Die erste vielumkämpfte Streitfrage im Islam, die auch gleichsam die Mutter der Sekten wurde, war die Frage nach dem berufenen Nachfolger des Propheten. Im Koran verlautet darüber nichts. Es scheint, daß der Prophet es selbst nicht wagte, in dieser überaus heikeln Frage eine Entscheidung zu treffen. Sein Schwiegersohn Ali beanspruchte das Recht der Nachfolgerschaft, doch wurde seine Kandidatur dreimal zurückgewiesen. Durch die Zugehörigkeit der vier ersten Kalifen zum Stamme der Kuraischiten war auch bereits die Sunna entstanden, daß das Imamat den Angehörigen dieses Stammes vorbehalten sein solle. Dagegen erhob sich schon zu Alis Lebzeiten eine Gegenbewegung, die sich zur ältesten islamischen Sekte auswuchs, den Kharidschiten. Ihre Anhänger verneinten jede Berechtigung zur Nachfolge, die sich aus der Stammesangehörigkeit herleitete, als notwendige Voraussetzung für Übertragung des Imamats (Kalifats), betonten vielmehr, daß der Imam jederzeit als abgesetzt erklärt werden könne, wenn er vom rechten Wege abgewichen sei, und erklärten ferner jeden Gläubigen, der moralisch und religiös unbescholten ist, für fähig, durch Wahl der Gemeinde zur höchsten Würde des Imamats erhoben zu

werden, „wäre er selbst ein abessinischer Sklave". Daher wurde von den Kharidschiten jeder ihrer Führer als Emir al-Mumenin, „Fürst der Gläubigen" anerkannt. Eine von der Sunna (Gewohnheit) abweichende religiöse Theorie dieser Sekte ist die Verwerfung der Rechtfertigung durch den Glauben ohne die Werke. Wenn einer eine Hauptsünde begangen habe, sei ihm die Bezeichnung eines „Gläubigen" abzusprechen, und er wurde den „Abtrünnigen" gleichgestellt, was die Todesstrafe in sich schloß. Ihr extremer Flügel, die Azrakiten, behaupteten sogar, daß ein so Ausgestoßener nicht mehr in die Gemeinde der Gläubigen zurückkehren könne und samt seinen Frauen und Kindern getötet werden müsse. Dementsprechend wurden alle nicht kharidschitischen Muslime für abtrünnig erklärt, eine Einstellung, die zum „religiösen Mord" (istirad) führte. Im Gegensatz zu dieser fanatisch-grausamen Stellungnahme betonten die Kharidschiten einen Geist der Duldsamkeit gegenüber allen Andersgläubigen. Sie verlangten ferner für die Gültigkeit der Kulthandlungen die Reinheit des Gewissens als unentbehrliche Ergänzung zur körperlichen Reinheit. Die Sekte hatte schon im 10. Jahrhundert ihre Bedeutung verloren und lebt heute in kleinen Separatistengemeinden unter den Namen „Ibaditen" oder „Abaditen" fort, so genannt nach Ibn Ibad, dem Führer der weniger extremen Untersekten, in Nordafrika, in Algerien, der Cyrenaika, ferner in der Provinz Oman in Arabien, von wo aus sie sich nach Sansibar verbreitete.

Den Kampf gegen das Kalifat hatten inzwischen die mahdistische Schia, ferner die Karmaten und Fatimiden übernommen. Schia (Partei) ist ein „gemeinsamer Name für eine große Gruppe von sehr verschiedenen islamischen Sekten, deren Ausgangspunkt die Anerkennung des Ali als des einzigen rechtmäßigen Kalifen nach dem Tode des Propheten ist". Da der Islam eine religiöse und politische Erscheinung ist, war die Bildung von Teilgruppen bestimmt

durch die verschiedene Auffassung des Verhältnisses zwischen politischer Verfassung und religiösem Glauben. Von den drei Hauptrichtungen, die sich unterscheiden lassen, haben die Sunniten die mittlere Linie innegehalten. Wenn sie das Imamat den Kuraischiten vorbehalten wissen wollten, war es eine Anerkennung der geschichtlichen Tatsache, daß die ersten vier Kalifen diesem Stamme angehörten. Sunnitische Politik versuchte das religiöse Ideal der politischen Wirklichkeit anzugleichen. An den beiden Flanken des Islam traten dagegen zwei grundsätzliche Theorien auf. Die eine forderte Trennung der Verfassungsfragen von den religiösen, während die andere beide ineinander verflocht. Die erstere haben wir mit den Kharidschiten kennengelernt, für deren Seelenheil die Frage der Herkunft des Kalifen gleichgültig war, während die andere Richtung, die schiitische, auch der Imamatsfrage größten religiösen Wert beilegt. Ihrer Lehre nach waren Ali, der Vetter und Schwiegersohn des Propheten und seine Nachkommen die einzigen berechtigten Nachfolger im Imamat. Da diese Forderung nicht erfüllt wurde, stellten die Schiiten einen alidischen Stammbaum auf, der sich aber bereits durch Alis zwei Söhne, Hasan und Husain, gabelte, und von dessen Husain-Linie später noch zwei Seitenlinien abzweigten, so daß als legitime Nachfolger des Ali gelten: Die Scherife von Mekka und Marokko als Nachkommen Hasans, die „Imamiten" oder „Zwölfer", denen u. a. die persischen Schiiten angehören, die Imame der Zaiditen, die von Zaid, dem Bruder des fünften Imams der Husain-Linie, abstammen, und die Imame der Ismailiten, Nachkommen des Ismail, des Bruders des siebenten Imams der husainischen Linie, Imam Musa. In der ismailitischen Linie wurzelte das Imamat der Fatimiden in Nordafrika.

Neben diesen vier schiitischen Hauptsekten leiteten sich von den Frauen des Ali zahlreiche andere Nachkommen ab, so daß man ihrer bis zu siebzig zählte, die sich alle gegen-

seitig durch Nichtanerkennung ausschließen mußten, um selbst den Schein der Legitimität zu wahren, da theoretisch doch nur ein Imam Funktionsberechtigung haben konnte.

Der Todestag des Husain, des zweiten Enkels des Propheten, der in der Schlacht von Kerbela (10. Oktober 680) gefallen ist und als Märtyrer (*Schahid*) gilt, ist der größte Trauertag der husainischen Schiiten, der jährlich in der Woche um den 10. Muharrem mit Passionsspielen und einer Prozession gefeiert wird, in der sich dafür ausersehene Leute unter dem Wehgeheul der Zuschauer und fortgesetzten „Ya Husain"-Rufen blutig geißeln. Die als Grabstätten des Husain in Kerbela und des Ali in Meschhed Ali geltenden Kuppelbauten späteren Datums sind Hauptwallfahrtsstätten der Schiiten, aber auch Kasimein bei Bagdad, wo die Gräber der beiden Aliden Musa al-Kuzim und Muhammed al-Dschauwad, des siebenten und neunten Imam der Zwölfersekte verehrt werden, ferner Meschhed, die Hauptstadt von Khorassan, wo der achte Imam Ali al-Risa ibn Musa begraben ist, endlich Samarra am Tigris, wo der zwölfte, der „Verborgene Imam", verschwand, um dereinst als Mahdi wiederzukehren und ein „Goldenes Zeitalter" einzuleiten, alle diese Stätten sind vielbesuchte schiitische Pilgerziele.

Die Verfolgungen, die die Schiiten naturgemäß seitens der von ihnen nicht anerkannten Omajjaden und Abbasiden Jahrhunderte lang immer wieder zu dulden hatten, entwickelte bei ihnen die Theorie des *„Ketman"*, Geheimnis, auch *Taqyya* genannt, der Geheimhaltung eines religiösen Bekenntnisses, kurz, der Verstellung, die auch von den anderen schiitischen Sekten geübt und vielfach zu einem allgemeinen Verhaltungsprinzip gemacht wurde.

Nachdem der zwölfte Imam der Husainlinie, ohne Nachkommen zu hinterlassen, in Samarra verschwunden war und sich die Schiiten ihres Oberhauptes beraubt sahen, erfanden sie die Theorie der *„ghaiba"* oder „Abwesenheit"

des Imam. Seitdem bilden sie eine „unsichtbare Gemeinschaft“, geleitet von einem mysteriösen Imam, der dem Tod entzogen ist. Die Mitglieder der schiitischen Gemeinschaft müssen ihm, ebenso wie Allah und dem Propheten, Treue schwören. Das ist die *„wilaya“*, der Huldigungseid an den Imam, der bei den Schiiten noch über den fünf kanonischen Pflichten steht. Die schiitischen Imame nahmen in ihrer „Partei“ eine viel bedeutendere Stellung ein als die sunnitischen Kalifen. Diese hatten kein Recht, in dogmatischen Fragen zu entscheiden, und waren nur Hüter der Scharia, d. i. der islamischen Religionsvorschriften, und Verteidiger des Islam, während der schiitische Imam oberster Priester und unfehlbares Haupt in allen Glaubensangelegenheiten war. Er war nicht nur zeitlicher Nachfolger des Muhammed, sondern Erbe der Prophetenwürde, und besitzt die Vorrechte eines Zeugen und Auslegers der Offenbarung. Seine Stellung als unbedingtes geistliches und religiöses Oberhaupt übertrifft noch jene des Papstes, denn außer der Unfehlbarkeit besitzt er noch die Gnade der Impeccabilität, Unfähigkeit der Sünde. Man hielt den Imam dieser Vorrechte für würdig, weil in ihm ein Teil der göttlichen Weisheit und des göttlichen Lichtes verkörpert sei, ebenso wie in seinen alidischen Aszendenten. Seine Stellung hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit der des tibetischen Dalai Lama. Der Imam besitzt, nahm man an, das geheime Wissen, das der Gesandte Gottes dem Ali und dieser den Imamen übertragen habe. Er allein konnte religiöse Streitfragen gültig entscheiden[11].

Der Glaube an den Imam Mahdi und an seine künftige Ankunft bildet den Kern des schiitischen Bekenntnisses. Auch der orthodoxe Islam hatte mahdistische Lehren aufgenommen, ohne daß sie jedoch ein Glaubenssatz wurden wie in der Schia. In ihrer ältesten Form wiesen die sunnitischen Traditionen auf die Wiederkunft des Yssa (Jesus) hin. Die Hoffnung der Massen auf das Kommen besserer

Zeiten ließ den Mahdi als den religiösen und politischen Erneuerer des Islam erscheinen. Andere Traditionen verkündeten ihn als den Vorläufer des Weltendes und schoben in Nachahmung der christlichen Eschatologie sein Erscheinen bis zu diesem Zeitpunkt hinaus. Dieser sunnitische Mahdi gleicht jedoch nur entfernt dem schiitischen Imam, der nach den Jahrhunderten der „Abwesenheit“ wieder erscheinen wird. Trotz seiner „Abwesenheit“ ist der Imam Mahdi in dauernder mystischer Verbindung mit den Gläubigen durch seine Vertrauten. Als 1908 in Persien die Konstitution eingeführt wurde, besagte eine Stelle der Konstitutionsakte, daß jede Gegnerschaft gegen sie einem Kampf gegen den „Imam der Zeit“ gleichkäme. „Möge Allah uns zu seiner Rückkehr helfen!“ Ebenso wurde das erste Parlament unter den Auspizien und in Gegenwart des „Verborgenen Imam“ eröffnet, und der zweite Paragraph der Konstitutionsakte wurde als „unantastbar bis zur Wiederkunft des Imam“ erklärt. Der Imamismus zählt in Iran etwa sieben Millionen Anhänger, also fast die gesamte Bevölkerung. Alle Perser tragen den Namen eines Imam, meist mit vorgesetztem Abd oder Ghulam, Knecht.

Der Imamkultus vor allen anderen Eigenheiten stempelt die Schia in den Augen der orthodoxen Religion zum Schisma. Die Unterschiede in Glauben und Riten sind kaum größer als jene zwischen den vier orthodoxen Rechtsschulen, so daß sogar vorgeschlagen wurde, die Schia als fünfte Schule anzugliedern, mit dem Namen des Dschafari, des sechsten Imam, der als Autor des imamitischen Rechtes gilt. Es wären also zu den Malekiten, Hanifiten, Schafiiten und Hanbaliten noch die „Dschafariten“ getreten. Auch die Schiiten haben ihre Tradition oder Sunna, die bei ihnen *„Akhbar“* heißt. Sie unterscheidet sich von der orthodoxen Sunna dadurch, daß alle Überlieferungen über die alidische Sippe laufen müssen, eine Anmaßung, die bei den Sunniten nur Spott hervorrief. Demzufolge haben also beide

Parteien eine große Anzahl von Überlieferungen gemeinsam, soweit sie gut beglaubigte alidische sind, aber jede Partei besitzt auch eine Tradition, die von der anderen Seite abgelehnt wird.

Um sich den Koran gefügig zu machen, wurde mit Hilfe des *„Tawil"*, der allegorischen Auslegung, in den Text alles mögliche Erwünschte hineingeheimnißt. Zunächst setzte man das heilige Buch durch die Behauptung herab, daß der Originaltext nicht mehr vorliege, und verwies auf den Mahdi, der den wahren Text offenbaren werde. Da der Name des Ali im Koran nicht vorkommt, versuchte man ihn aus anderen Namen herauszulesen. In dem Satze: „Allah hat den Bienen geoffenbart" (XVI, 70) substituierte man für die Bienen die Aliden und Ali erhielt das Attribut „Emir der Bienen".

Die Zaiditen, deren Imame von Zaid, dem Bruder des fünften Imam Muhammed, abstammen, bilden einen selbständigen Ast am imamitischen Stammbaum. In den Gebirgen von Yemen ansässig, besitzen sie ein unabhängiges, alidisches Imamat und eine recht freie demokratische Verfassung. Ihre religiös-politische Einstellung ist die gemäßigteste, den Sunniten am nächsten stehende. Zaid, der Enkel des Husain, kämpfte für die Rechte seiner Familie gegen die Truppen des omajjadischen Kalifen Hischam und fiel 740 in der Schlacht. Die Zaiditen leiten das Vorrecht des Ali für das Kalifat nicht so sehr aus seiner Verwandtschaft mit dem Propheten als aus seinen überragenden Eigenschaften ab. Ein Imam, betonen sie, sei er Hasanide oder Husainide, muß ein tüchtiger Mann sein und seiner Würde Ehre machen. Die meisten imamitischen Sonderlehren weisen sie zurück, sind viel freier als jene, bestehen aber vor allem auf ihrer politischen Unabhängigkeit.

Die Ismailiten haben ihren Namen von Ismail (gest. 762), dem ältesten Sohn des sechsten Imam Dschafar as-Sadiq. Ismail wurde also für seine Sekte der siebente Imam,

während die Imamiten ihre Reihe mit Musa fortsetzen. Dschafar hatte Ismail anfangs zu seinem Nachfolger bestimmt, jedoch später, als er merkte, daß er ein Weintrinker sei, die Nachfolge auf seinen zweiten Sohn Musa übertragen. Die Anhänger Ismails weigerten sich, diese Änderung anzunehmen, mit der Begründung, daß der Imam, weil er unfehlbar sei, sich durch Weingenuß nicht habe schädigen können, und daß Gott nicht, wie Dschafar behauptete, in diesem Fall von seinen Gesetzen abgehen könne. Ismail starb schon fünf Jahre vor seinem Vater in Medina, und obwohl sein Vater seinen Tod durch zahlreiche Zeugen hatte feststellen lassen, wollten die Angehörigen Ismails dessen Tod nicht zugeben und behaupteten, man habe ihn noch fünf Jahre nach dem Tode seines Vaters auf dem Markte zu Basra gesehen, wo er einen Lahmen durch Anfassen der Hand geheilt habe. Die Söhne Ismails verließen Medina, um der politischen Verfolgung der Aliden zu entgehen. Der älteste versteckte sich in der Gegend des Demavend in Iran, und die Nachkommen wanderten schließlich nach Indien aus, wo sie heute noch fortleben. Der jüngere Bruder floh nach Syrien und später nach dem Maghrib (Westen). Die Brüder sandten jedoch aus ihren jeweiligen Verstecken Missionare aus, welche die Lehre der sogenannten „Esoteriker“ predigten, die von der allegorischen Auslegung des Koran ausging. Der Sohn eines dieser Missionare, Abd Allah, wurde das Oberhaupt der Karmatensekte. Um 902 gründete ein angeblicher Enkel Ismails, Ubaid Allah ibn Muhammed al-Mahdi, der von einem Berberstamm als Imam anerkannt worden war, in Tunesien das Reich der Fatimiden. Ein anderer Ismailite, Hasan ibn Sabbah, gelangte auf listige Weise in den Besitz der Bergfeste Alamut und wurde der Begründer des berüchtigten Assassinenordens, der durch die Meuchelmorde seiner vertrauten Sendlinge Jahrhunderte lang die islamische Welt terrorisierte und in Syrien erbitterter

Gegner der Kreuzfahrer war. Diesem Terror in Iran machte erst der Mongolenkhan Hulagu ein Ende, indem er den Großmeister von Alamut Rukn al-din Khurschah hinrichten ließ (1256). Der in Syrien lebende Zweig der Ismailiten trieb dort sein Unwesen, bis Sultan Baibars ihre sämtlichen Bergfestungen erobert hatte und so ihrem Treiben ein Ende setzte (1273). In Indien nehmen die heute dort lebenden Ismailiten eine angesehene Stellung ein. Ihr Oberhaupt ist Sir Muhammed Schah ibn Agha Khan, der siebenundvierzigste Imam der Ismailiten seit Ali gezählt, ein eifriger Sportsfreund und Reisender und in den europäischen Sportkreisen als der reiche Agha Khan sehr bekannt. Einige tausend Ismailiten leben heute als harmlose Sekte in einigen alten syrischen Festungen, andere Reste sind über Iran, Afghanistan und andere Länder verteilt.

Die ismailitische Kosmogonie hat große Ähnlichkeit mit der iranischen, durch Zarathustra reformierten Weltschöpfungslehre. Ebenso wie sich dort die in Ahura Mazda personifizierte „Göttliche Weisheit“ geistiger Kräfte bedient, die von ihr ausstrahlten, hat hier der für das menschliche Denken unerreichbare Gott durch einen Willensakt den „Weltintellekt“ geschaffen, in dem alle göttlichen Potenzen enthalten sind, die die Welt erschaffen. Die Erscheinung des Menschen erklärt sich aus dem Bedürfnis der „Weltseele“, das vollkommene Wissen zu erwerben, um sich zur Natur des Weltintellekts zu erheben. Sobald dieses Ziel erreicht ist, hört jede Bewegung auf. Um selig zu werden, ist die Aneignung des Wissens nötig, das uns durch irdische Inkarnation des Intellektes im Propheten und seinen Nachfolgern, den Imams, vermittelt werden kann. Die mit theologischen Prüfungen verbundene Einweihung erfolgte in mehreren Stufen. Der Initiierte mußte schwören, daß er keine der Geheimlehren verraten werde und wurde belehrt, daß er, um selig zu werden, sich der geistlichen und weltlichen Leitung des Imam blind

unterwerfen müsse. Die Mehrzahl der Adepten kam nicht über die erste oder zweite Stufe der Einweihung hinaus; nur höher begabte Männer konnten höhere Grade erreichen. „Das Paradies bezeichnet allegorisch den Zustand der zum vollkommenen Wissen gelangten Seele; die Hölle ist die Unwissenheit. Keine Seele ist zur ewigen Höllenstrafe verurteilt, vielmehr kehrt sie vermittels der Seelenwanderung zur Erde zurück, bis sie den Imam ihrer Zeit anerkannt und von ihm die erforderlichen theologischen Kenntnisse empfangen hat. Das Übel existiert nicht als Prinzip und muß schließlich einmal durch die fortschreitende Anpassung alles Erschaffenen an den Weltintellekt verschwinden.“ [12] Angesichts einer so sublimen Lehre fragt man sich verwundert, wie sich der Orden mit so zahlreichen Mordtaten beflecken konnte. Ebenso gut aber könnte man sich über die Geschichte der Päpste verwundern. Es waren hier wie dort Ausschreitungen unbeschränkter und gewissenloser Machthaber, die vorübergehende Terrorperioden verursachten. Ebenso wie die heute lebenden Ismailiten gastfreundlich, sanft und fleißig sind, jedoch zähe an ihrer Religion festhalten, wird es auch im Mittelalter gewesen sein, trotz aller Ausschreitungen der Großmeister der Assassinen.

Die Karmaten sind eine andere Geheimbundbewegung, die manche Ähnlichkeit mit den Ismailiten hat, aus deren geheimer Missionstätigkeit sie auch Nahrung für ihre Lehre bezog. Die karmatische Lehre im weiteren Sinne war die große, soziale Bewegung für gleichmacherische Reformen und Justiz, die die islamische Welt vom 9. bis zum 12. Jahrhundert erschüttert hat. Ihre religiöse Lehre bezeichnet das Weltall als eine Summe von Erscheinungen, die sich zyklisch wiederholen. Das göttliche Wesen ist nur die Evidenz einer Idee und jedes Inhaltes bar. Alle göttlichen Attribute werden geleugnet und ein intellektualistischer, absoluter Monismus gepredigt. Über den Ur-

sprung dieser außerordentlich komplizierten gnostisch beeinflußten Einweihungssekte, deren kosmologische Phantastereien wir übergehen, wurde viel gestritten, zumal die Sunniten durch die rasche Ausbreitung der Sekte in den gebildeten Kreisen besorgt wurden und alle Anstrengung machten, die fremden Quellen bloßzulegen. Man ist zu dem Ergebnis gekommen, daß Kufa selbst, und zwar imamitische Kreise in dieser streitsüchtigen Stadt, die Wiege dieser Sekte war. Der erste, rein karmatische Schriftsteller Abu'l Khattab (gest. 762 in Kufa) ersetzte die personifizierende Koranauslegung der ersten Schiiten durch eine abstrakt-allegorische Exegese und in der Kosmogonie die Verwendung der Buchstaben durch die ihnen entsprechenden Zahlenwerte. Die Karmaten sind Nominalisten, d. h., sie bezeichnen die Buchstaben des Alphabetes als intellektuelle Symbole, der Name ist die „Maske“ der Sache, nicht seine „Manifestation“. Jedes Symbol muß zerstört werden, um den Zugang zur reinen Idee frei zu machen. Durch die Berührung mit dem Hellenismus erwachte bei den Karmaten das muslimische Philosophieren.

Die von den imamitischen Schiiten behauptete göttliche Infizierung der Imame, ihre Teilhaberschaft am Geiste Gottes, führte den in jeder Hinsicht extravaganten fatimidischen Kalifen Hakim in Kairo zur Behauptung, er sei die Inkarnation Gottes. Der ihm nahestehende türkische Ismailite Darasi verfaßte über diese Idee eine Schrift und versuchte sie in der Moschee den Gläubigen zu Gehör zu bringen, hatte aber bei den guten Sunniten Kairos völligen Mißerfolg und rettete sich mit Hilfe des Kalifen nach Syrien, wo er unter den Bergbewohnern des südlichen Libanon Anklang fand und die Sekte der nach ihm benannten Drusen stiftete. In Kairo versucht Hakim noch durch zwei andere seiner Anhänger für die Anerkennung seiner „Inkarnation“ Stimmung zu machen, hatte jedoch ebensowenig Erfolg wie zuvor. Einer dieser Anhänger namens

Hamsa ging zu Darasa nach Syrien und wurde die theologische Autorität der Drusen. Der Kalife Hakim verschwand bald darauf in Kairo spurlos, ein Ereignis, das ihm natürlich den Weg zur Mahdifizierung noch besser ebnete. Er nimmt bei den Drusen bis heute als „Unser Herr Hakim“ die Stelle eines Gottes ein und wird – wie alle die anderen Mahdis der schiitischen Sekten – einst wiederkehren. Man ernannte zu seinen zwei ersten Ministern die „Weltintelligenz“ und die „Weltseele“, also zwei Personifikationen aus der ismailitischen Kosmogonie. Ein dritter Minister verkörpert das „Wort“, das von der „Intelligenz“ durch die Seele erzeugt wurde. Die beiden anderen Minister sind der „Vorhergegangene“ und der „Kommende“. Diese fünf Minister verkörperten sich auch in historischen Persönlichkeiten. So war Hamsa ibn Ali selbst die Inkarnation der „Weltintelligenz“. Kurze Zeit hindurch trieben auch die Drusen – wie die Ismailiten – sehr aktive Propaganda und verbreiteten sich rasch, besonders in ismailitischen Provinzen. Diese Ausbreitung dauerte aber nur bis zum Tode, beziehungsweise dem Verschwinden des Kalifen Hakim im Jahre 1021. Seitdem lebt die Gemeinde zurückgezogen am Libanon.

Die drusische Lehre betont aufs schärfste die Einzigkeit und Attributlosigkeit Gottes, und sie nennen sich deshalb auch selbst Unitarier. In Hakim war die menschliche mit der göttlichen Natur vereinigt. „Er (Gott) hat uns (durch die Verkörperung) erlaubt“, sagt Hamsa, „wenigstens den Schleier zu sehen, unter dem er verborgen war, und den Ort, wo er uns einer Ansprache gewürdigt hat, um in sichtbarer Form angebetet zu werden; alles das aus reinem Mitleid und Güte zu den Menschen“. Man versteht nach all dem, daß Hamsa sich über die Wallfahrt nach Mekka lustig machte und erklärte, daß Hakim bei seiner Wiederkehr diese Stadt ebenso wie Jerusalem zerstören werde. Erste Pflicht der Drusen ist die Wahrhaftigkeit,

die innerhalb ihrer Gemeinschaft streng und ohne Vorbehalt eingehalten werden muß, während im Verkehr mit Außenstehenden die Zuflucht zur Verstellung und Lüge *(taqyya)* gestattet, ja oft sogar vorgeschrieben ist. Die zweite Hauptpflicht ist die gegenseitige Hilfeleistung, die dritte die Anerkennung der Religion des Hakim, die vierte die Einheit Unseres Herrn zu bekennen, die fünfte, sich von jedem anderen Kult abzukehren. Die Weitergabe der Lehre an Nichtdrusen ist verboten.

Die Drusen sind heute in zwei Klassen eingeteilt: Die Spiritualen *ruhani* und die Körperlichen *dschismani*. Die erste Klasse umfaßt die in das Mysterium Unseres Herrn Eingeweihten. Diese werden als entmaterialisiert angesehen, und ihre beschränkte eigene Intelligenz gilt als mit der Weltintelligenz vereinigt. Sie wachen über die religiöse Lehre, die streng geheim gehalten wird. Die Spiritualen zerfallen wiederum in mehrere Klassen. Die Klasse der Körperlichen wird von der Masse der nicht Eingeweihten, den Emiren und den „Unwissenden" gebildet. Die Emire verwalten den Staat, die „Unwissenden" dienen als Soldaten, doch müssen im Kriegsfall auch die Eingeweihten die Waffen ergreifen. Da sie keine Liturgie besitzen, haben sie auch keine Gotteshäuser, sondern halten ihre Versammlungen in Häusern ab.

In allen schiitischen Sekten bildet die Verehrung des Ali und seiner Nachkommen Grundlage und Kern der Lehre. Der Fanatismus für diese Idee kannte keine Grenzen und führte zu den seltsamsten Übersteigerungen, so daß die Bezeichnung der alidischen Sekten durch die Sunniten als die „Überspannten" sehr zutreffend war. Mehrere derselben stellten den Ali dem Propheten gleich oder sogar über ihn. Ja es gab eine imamitische Sektierergruppe, die dem Erzengel Gabriel schwere Vorwürfe machte, daß er die koranische Botschaft dem Muhammed statt dem Ali überbracht habe. Andere Gruppen lehrten die gött-

liche Natur in Ali und den Imamen, woraus sich als äußerste Konsequenz die völlige Vergötterung eines Imam wie des Hakim im Drusismus und des Ali im Neo-Ismailismus ergab.

Keine andere Sekte aber ging darin so weit, wie die Nosairis. Ihr Stifter, Ibn Nosair, war ein überspannter Parteigänger des elften alidischen Imam Hasan al-Askari (gest. 873). Seine religiöse Lehre ist eine Mischung von christlichen, heidnischen und ismailitisch-islamischen Elementen. Ali wird von den Nosairis als eine vollständig reine Inkarnation Gottes angesehen. Eine Neuerung dieser Sekte ist auch die Einführung einer Liturgie, die in den anderen Sekten im Anfangsstadium der Entwicklung stehen geblieben war. Ihr oberstes Dogma ist die Lehre von einer göttlichen Trinität, die aus einem Grundprinzip „*Mana*", „Sinn" und zwei göttlichen Personen, *Ism*, „Name" und *Bab*, „Tor" besteht. Der „Sinn" stellt die wesentliche Beschaffenheit Gottes dar, der „Name", auch manchmal „Schleier" genannt, ist die Manifestation nach außen, die Offenbarung des „Sinns". Das „Tor" führt zum „Sinn", ein Fürsprecher, der die Aufgabe hat, den Zugang zum verborgenen „Sinn", dem Mysterium der Religion zu erleichtern. Denn die Lehre ist geheim und wird nur durch Einweihung mitgeteilt. Diese drei göttlichen Personen treten von Zeit zu Zeit in die Erscheinung, und die letzte dieser Inkarnationen fand in der Zeit der Hidschra statt. Sie verkörperten sich in Ali, Muhammed und Salman al-Farisi. Von Salman, seinem Vorläufer, angekündigt, wurde Ali durch Muhammed eingesetzt. Salman war ein sonst unbekannt gebliebener Anhänger des Propheten, der von den schiitischen Sekten als ein eifriger Parteigänger des Ali oft genannt wird. Obwohl als untrennbar erklärt, stehen diese drei göttlichen Personen durchaus nicht auf gleicher Höhe; die beiden anderen werden als Ausstrahlungen des Ali betrachtet, und dieser letz-

tere hat Muhammed erschaffen. Muhammed erschuf dann den Salman als Licht von seinem Licht: Der geistige Erschaffungsvorgang war also dem Inkarnationsvorgang entgegengesetzt. Die Lehre verzweigt sich in weitere kosmologisch-philosophische Spekulationen. Die in Syrien lebende Sekte hat u. a. auch die großen christlichen Feste, wie Weihnachten, Epiphanie, Palmarum, Ostern und Pfingsten übernommen, ferner Heiligenfeste der orthodoxen Kirche, Feste, die zur Wahrung des Geheimnisses häufig nachts gefeiert werden, mit einer der christlichen nachgebildeten Liturgie. Um das Geheimnis leichter bewahren zu können, dürfen sich die Nosairis nach außen zur herrschenden Religion bekennen, Christen zu den Christen, Muhammedaner zu den Bekennern des Islam. „Wir Nosairis", sagen sie, „sind der Körper, und die anderen Kulte das Kleid. Das Kleid ändert die Natur des Menschen nicht und läßt ihn wie er ist. Ebenso bleiben wir immer Nosairis, wenn wir auch nach außen hin die religiösen Kulte unserer Nachbarn mitmachen." Die „Alawiten", wie sie sich heute nennen, bekennen sich offen zu ihrem Glauben und genießen entsprechende Freiheit. Die Frauen gingen schon unter der osmanischen Herrschaft ohne Schleier, während die Männer die Erlaubnis des Koran benützen und oft bis zu vier Frauen heiraten. Wie die Drusen machen sie keinerlei Propaganda und keine Proselyten. Sie bilden eine Gemeinde von fleißigen Ackerbauern und zählen in Nord- und Mittelsyrien etwa 300 000 Adepten.

Der Ursprung der Nosairis reicht bis in den Anfang des zehnten Jahrhunderts hinauf. Dagegen ist die ihnen nahestehende Sekte der Ali-ilahi erst im siebzehnten Jahrhundert entstanden. Diese „Leute der Wahrheit" (Ahl-i-Haqq), wie sie sich nennen, sind über Nord-Syrien, Anatolien, Iran, Turkestan und Süd-Rußland verbreitet. Auch sie verbergen ihre Konfession und passen sich den Kulten ihrer Umgebung an. Ihre Liturgie hat mit der nosairischen

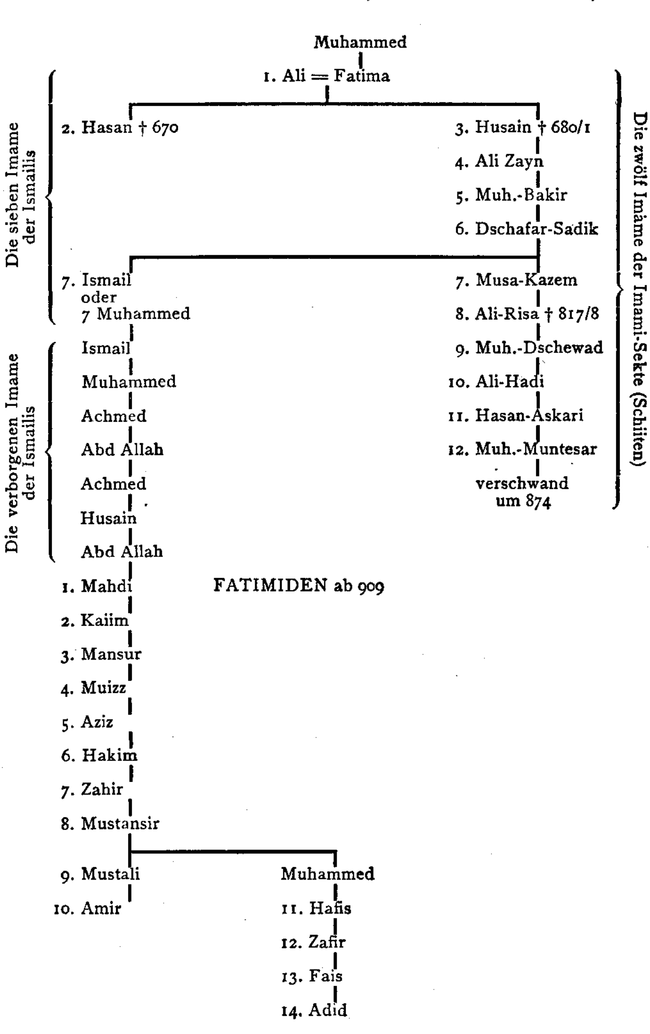
Ähnlichkeit. Sie haben auch eine Kommunion mit Brot und Wein. Ihre zahlreichen Teilsekten stimmen überein in dem Glauben an die Göttlichkeit Alis, den sie für eine der sieben Inkarnationen der göttlichen Wesenheit ansehen, und an dessen Wiederkehr sie glauben. Ihre Lehre gipfelt in dem Dogma, daß nur eine Wahrheit (haqq) existiert, nämlich Ali. Alle Offenbarungen gehen auf ihn zurück. Er sprach aus allen andern Propheten, wie Moses, Christus und Muhammed. Es ergibt sich aus den Beschreibungen, daß die drei letztgenannten Sekten mit dem Islam so gut wie nichts mehr zu tun haben, und daß sie deshalb auch nicht zum interislamischen Kongreß des Kalifats, der 1925 in Kairo tagte, eingeladen wurden, obwohl man die Ibaditen, Imamiten, Zaiditen und sogar die Ismailiten eingeladen hat.

Neben den Drusen und Nosairiern bilden die Yeziden eine dritte ismailitische Sekte. Der Name faßt eine kurdische Stammesgruppe zusammen, deren Angehörige über Gebiete um Mossul, Dschebel Sindschar, Diyarbekir, Aleppo, Russisch Armenien (Kars) und Iran zerstreut sind. Die Sekte zählt 60—70 000 Anhänger. Der Name wird von *ized,* Engelwesen, Gott, abgeleitet, so daß Izidi, wie sie sich selbst nennen, soviel wie Gottesanbeter bedeuten würde. Ihre Religion ist synkretistisch und umfaßt alte heidnische Bestandteile, ferner iranische (Anklänge an den Dualismus), manichäische (persische Gnosis), jüdische (die Speisegebote), nestorianische (Taufe, Eucharistie u. a.), islamische (Beschneidung, Fasten, Opfer, Wallfahrt), sufische (Heimlichkeit der Lehre, Ekstase), sabäische (Seelenwanderung) und schamanistische (Beerdigung, Tänze). Die Religion gipfelt in einem Dualismus zwischen Gott und Melek Taus, dem Gottesengel. Während Gott als Schöpfer der Welt in den Hintergrund getreten ist (vergleichbar dem indischen Brahma), ist Melek Taus Zentrum der Verehrung. Er wird auch als Hahn oder als Pfau

dargestellt. Nach Horten ist das Yezidentum eine Überwindung des altpersischen Dualismus und muß als eine reine Lichtlehre, als ein Lichtmonismus bezeichnet werden. Die Leugnung des Bösen, d. h. die Behauptung, das Böse sei kein Wirkliches, bildet die Grundlehre der jezidischen Religion. Aus ihr ergibt sich nicht nur die Leugnung des Teufels, sondern auch die der Hölle, der Erbsünde und der Erlösungsbedürftigkeit des Menschengeschlechtes. Die Sünde wird durch die Seelenwanderung gesühnt. Von einer Sekte des Islam kann demnach hier kaum mehr die Rede sein.



Stammbaum der Imame (nach S. Lane-Poole)



Reformisten und Modernisten

Die sektiererische Bewegung, die bereits im ersten Jahrhundert der Flucht einsetzte und zu den alidischen Sekten mit ihren zahlreichen Untersekten führte, löste natürlich eine entsprechende Gegenbewegung von seiten der Sunna aus. Im Gegensatz zu den unruhigen Dissidentenbewegungen der Schia, die allerlei Ideenanleihen bei den Zoroastriern, Gnostikern, Christen und Buddhisten machten, herrschte in der Sunna ein an Starrheit grenzender, allzu konservativer Geist, der manchmal selbst praktisch unzweckmäßige Überlieferungen als Dogmen befolgte. Jede Neuerung (bida) oder Abweichung von der Sunna erschien verdächtig. Trotzdem mußten solche Neuerungen, den Anforderungen eines sich mit rasender Eile ausdehnenden Reiches entsprechend, fortwährend eingeführt werden, wenn auch nicht in der Lehre selbst, so doch im äußeren Leben. Ein Beispiel ist der Neubau der Moschee in Medina, der im Auftrage des Omajjaden Walid erfolgte. Als dieser im Jahre 95 d. Fl. (713/4) auf der Wallfahrt wieder Medina besuchte und die von griechisch-byzantinischen Arbeitern erbaute neue Moschee sah, wendete er sich zu Aban, dem Sohn des Kalifen Othman: „Wie sticht doch unser Bau gegen den eurigen ab!" Er meinte damit die alte, aus Lehmziegelmauern und Holzpfosten erbaute, von Othman erweiterte Moschee, die aus dem Wohnhof (dar) des Propheten gewachsen war. Worauf Aban erwiderte: „Wir haben im Stil der Moscheen gebaut, ihr baut im Stil der Kirchen." Der Neubau hätte nie und nimmer die Zustimmung des Propheten gefunden, der Baukunst überhaupt haßte, aber ein Weltreich konnte nicht in Lehmhütten

weiterleben. Die patriarchalische Zeit war vorüber, aber die Sunna stammte aus dieser Zeit. Das eigensinnige Beharren bei der primitiven Kultur jener Zeit in Arabien war der größte Hemmschuh des Islam in seiner kulturellen Entwicklung. Der Buchdruck wurde erst im Jahre 1729 durch Fetwas offiziell gebilligt.

Der Hauptführer der im sunnitischen Lager anwachsenden reaktionären Bewegung gegen die vielen Neuerungen, die sich im Laufe der Jahrhunderte in den Islam eingeschlichen hatten, war der Syrer Taqi ed-din ibn Taimyya. Er sah seine Lebensarbeit in der gründlichen Bekämpfung aller Neuerungen und fremden Lehren durch Wort und Schrift und trieb es soweit, daß er als Aufrührer viele Jahre seines Lebens in Gefängnissen zubrachte und 1328 in der Zitadelle von Damaskus starb. Seine und seines Schülers Ibn Qayym al Dschazyya Tätigkeit trug jedoch Früchte durch die Verwirklichung seiner Absichten seitens neuerer Kampfparteien, wie die Wahhabiten und Modernisten.

Die Wahhabiten tragen ihren Namen von Muhammed ibn Abdalwahhab (1700–1791), der aus dem Staate Nedjd in Arabien stammte. Sohn eines hanbalitischen Rechts-Theologen, studierte er in Medina und lernte wohl auch dort die Schriften des Taimyya kennen, die seinem ferneren Wirken Richtung gaben. Nach vielen Versuchen, für seine Lehre Gehör zu finden, gewann er endlich einen einflußreichen Gönner in Muhammed ibn Saud, den Emir von Nedschd (gest. 1768), der sein Schwiegersohn wurde. Von ihm unterstützt, setzte er, halb mit Gewalt, seine Lehre in Nedschd durch, wo sie Staatsreligion wurde. In Übereinstimmung mit Taimyya predigte er die Rückkehr zu den beiden „einzigen" Quellen der Offenbarung, dem Koran und der frühen Sunna. Er verdammte jede theologische Spekulation und trat für den wörtlichen Sinn des Koran und des Hadith ein. Er verdammte alle Neue-

rungen, durch die der Islam sich der durch seine Eroberungen veränderten Lage anpassen wollte, so auch die Moscheen mit ihren Mosaiken und Vergoldungen und die Minarete: Man kehre zu den einfachen Gebetsstätten aus der Zeit des Propheten zurück! „Wir verdammen den Bau von Gebäuden über Gräbern" – schrieb Ibn Saud, Emir von Nedschd, Anfang des neunzehnten Jahrhunderts dem Pascha von Damaskus – „die Zuflucht zu den Heiligen, Propheten und Märtyrern; ferner die Brüderschaften der Fakire, der Derwische, mit einem Wort die Rolle der Vermittler, die man gewissen Personen zuspricht. Diese Überzeugungen und Institutionen betrachten wir als vom Polytheismus angesteckt. Wir stellen sie in eine Reihe mit den schweren Sünden, dem Weintrinken, dem Eide bei jemandem anderen als Allah, dem Glücksspiel."

Die Wahhabiten wären wahrscheinlich eine außerhalb des Islam unbekannte Bewegung geblieben, wenn sie sich in der übrigen Welt nicht durch ihre Gewaltakte und Zerstörungen berüchtigt gemacht hätten. Sie glaubten, die Lehren ihrer Führer mit Gewalt durchsetzen zu müssen, und plünderten die alidischen Heiligtümer in Nedschef und Kerbela; sie bemächtigen sich in den Jahren 1803 und 1804 der Städte Mekka und Medina, wo sie sich von den Ulemas schriftlich bestätigen ließen, daß man dort bisher im Unglauben gelebt habe. Sie zerstörten nicht nur die Mausoleen und Kuppelgräber, sondern tauschten auch die Seidenbehänge der Kaba gegen gemeine Stoffe aus. In Medina raubten sie die Schätze vom Grabe des Muhammed. Mehrere Jahre hindurch plünderten sie die Mekkakarawane, die schließlich aufgegeben werden mußte. Das osmanische Reich war zu schwach, diese wilden Bilderstürmer von Nedschd zu Paaren zu treiben, und übertrug diese Aufgabe dem mächtigen Pascha von Kairo, Mehemet Ali (1805–1848), der ein Vierteljahrhundert brauchte, um sie durchzuführen.

Dann trat Ruhe ein, und der Kampf setzte sich nur zwischen den beiden miteinander wetteifernten Familien der Wahhabiten fort, den Beni Saud und Beni Rachid. Die letzteren wurden 1921 von Abd al-Aziz Ibn Saud besiegt, und Ibn Saud wurde Sultan von Nedschd, später auch König von Hidschas. Sein Reich umfaßt die nördliche Hälfte von Arabien und reicht bis Irak, Palästina, Syrien, zum Roten Meer und dem Persischen Golf. Er sicherte seine Person durch eine aktive Bruderschaft, die „Ikhwan", Brüder, eine Art Freimaurer-Gemeinschaft. Sie durchdringen die Bevölkerung und bilden den Stamm der Armee sowie eine Elite unter den Ackerbauern. Wahhabiten-Gemeinden erstrecken sich bis Somaliland und Indien. Das inzwischen von seinen Auswüchsen befreite gemäßigte Bekenntnis-Programm der Wahhabiten hat im Jahre 1925 während der Wallfahrt in Mekka der Sultan von Nedschd vor der Abordnung der indischen Ulemas in folgenden Erklärung zusammengefaßt: „Vor Gott und allen Moslimen fühle ich mich verpflichtet, Sie einzuladen, sich der alten Religion anzuschließen. Mein Glaube und mein Bekenntnis sind die der frommen Vorfahren; mein Ritus ist ihr Ritus. Wenn immer ein koranischer Vers oder ein authentisches Hadith vorhanden ist, oder eine Vorschrift, die bis zu den vier ersten Kalifen hinaufreicht, oder durch das einmütige Verhalten der Genossen des Propheten gesichert ist, wenn immer man die Einmütigkeit der vier Imame, der Gründer der vier Riten, feststellen kann, oder die Übereinstimmung der Ulemas, ihrer Nachfolger, und man sich an den Koran und die Sunna hält, in allen diesen Fällen nehme ich keinen anderen Glaubenssatz an und bekenne das gleiche, was unsere frommen Vorfahren bekannt haben."[13]

Dieses auch diplomatisch sehr geschickt abgefaßte Schriftstück war geeignet, Sunniten und Wahhabiten auf einen Nenner zu bringen. Die Modernisten glauben in den Wahhabiten von heute nützliche Hilfstruppen für ihre

geplante Reform des Islam zu finden, und beide Parteien sind sich einig im Entschluß, auf der Halbinsel Arabien keine fremde Einmischung zu dulden.

Im Gegensatz zur wahhabitischen Reaktion, die die Rückkehr zur frühesten Vergangenheit predigt, beabsichtigte der Babismus die Schaffung einer neuen Religion. Mitten im stets aufgeregten sektirerischen imamitischen Iran gründete ein religiöser Schwärmer, der „Schaikh" Ahmed Ahsai (1753–1826), eine neue schiitische Schule, die „Schaikhis". Er trieb den Kult des verborgenen Imam bis zum äußersten und kündigte dessen baldiges Erscheinen an. Die Schaikhis wurden von den imamitischen Führern hart verfolgt. Sie zählen heute etwa 250 000 Anhänger. Aus ihrer Mitte erstand der Babismus. Er entlehnte von den Schaikhis die überspannte Lehrer über die Imame und den Mahdi und von den Ismailiten die Theorie der „Weltintelligenz", des urschaffenden Weltgeistes.

Der Gründer des Babismus, der Seiite (Nachkomme des Propheten) Ali Muhammed, geboren in Schiras 1821, gab sich als eine Emanation der „Weltintelligenz" aus. In ihm wohnte der Geist des Mahdi und der Propheten. Ali Muhammed nahm den Titel „Bab" an, ein schiitischer Terminus, der „Tor" bedeutet und für Ali und die Imame als Tore zu geheimem Wissen angewendet wird. Der Bab erklärte sich als Mittler zwischen den Gläubigen und dem verborgenen Imam. In dessen Namen leitete er eine gründliche Umgestaltung des imamitischen Islam in die Wege. Er verwarf den Weg ritueller Handlungen, ersetzte die altehrwürdigen Rechtslehren durch seine eigenen und nahm die allegorische Methode der Koranauslegung wieder auf. Er verkündete die Gleichberechtigung beider Geschlechter, versuchte das Tragen des Schleiers zu unterdrücken, ebenso die Beschneidung, die rituelle Waschung, die Theorie der gesetzwidrigen Unreinigkeiten und die Luxusgesetze. Diese Reformen legte er in einem Buche, den

Bayan, nieder, das im Stil des Koran geschrieben ist, und von dem die Babis täglich mindestens 19 Verse lesen sollten. Zwar kündigte der Bab Nachfolger an, die die Reformen weiterführen würden, erklärte sich jedoch noch vor seinem Tode als der Mahdi und der von den Schiiten erwartete Imam. Er wurde im Juli 1850 von der persischen Regierung zum Tode verurteilt und in Täbris hingerichtet.

Nach seinem Tode begann Baha Allah, der „Glanz Gottes", die Reformen seines Lehrers und Meisters nochmals vom Grund aus zu reformieren, wobei der Widerstand durch seinen Halbbruder Subh-i-Azal, „Morgenröte der Ewigkeit", fand, der die Lehre des Bab erhalten wollte. Bahaullah, wie er in der Sekte genannt wird, gründete eine neue Religion, die nach ihm Bahaismus heißt. Er nannte sich eine Emanation der Gottheit, und zwar nicht nur für die Schia, sondern für die ganze Menschheit. Die neue Offenbarung wurde in einem Buch *„Kitab aqdas"*, das „sehr heilige Buch", niedergelegt, das ebenfalls im Stil des Koran gehalten war und mit einer Reihe von offiziellen Botschaften an die Regierungen der orientalischen Länder endete. Die Lehre fordert, niemand Unrecht zu tun, einander zu lieben, Ungerechtigkeit ohne Empörung zu ertragen, nur das Gute im Auge zu haben und sich um die Heilung der Kranken zu bemühen. Ein allgemeiner Völkerfriede ist das Ziel. Es gibt weder Kulthandlungen noch Geistlichkeit.

Baha Allah starb 1892 in Akka, wo er seit 1868 interniert war. Er übertrug seine Mission an seinen ältesten Sohn Abbas Effendi, der den Beinamen Abd al Baha, „Diener des Glanzes" annahm. Dieser hatte seinen ständigen Wohnsitz erst in Akka, dann in Haifa. Er betonte den weltpolitischen und pazifistischen Charakter der bahaistischen Religion, die eine Universalreligion werden sollte. „Die Menschheit ist eines ... die fanatische Anhängerschaft an eine Religion, ein Vaterland und eine Rasse zerstört diese

Einheit. ... Man soll sich von traditionellen Glaubenssätzen frei machen und sich an die Prinzipien der göttlichen Religion halten."

Abd-ul-Baha besuchte 1912 Amerika, wo die Bahais in Chikago einen Tempel erbauten. Auch in Deutschland gibt oder gab es bahaistische Gemeinden. Abd-ul-Baha starb in Haifa im Jahre 1921. Da er nur Töchter besaß, wurde sein Enkel Chauqi Rabbani, der im englischen College in Beyruth und in Oxford studierte, als sein Nachfolger gewählt, vermochte jedoch nicht mehr alle Bahais einmütig um seine Person zu sammeln.

Mit dem letzten ottomanischen Sultan Muhammed VI. ist 1922 auch der letzte offizielle Kalife des islamischen Kalifats von der Weltbühne verschwunden. Der Unterschied zwischen dem Kalifen und dem Papst der christlichen Kirche war immer der, daß der Kalife seit dem Tode Alis nur der „Befehlshaber der Gläubigen", nicht ihr geistiges Oberhaupt, Imam, war. Er hatte nichts mit der Lehre zu tun, und konnte von Rechts wegen keine Neuerungen der Lehre vornehmen, sondern hatte nur in weltlichen Angelegenheiten die oberste Entscheidung. Er wurde weder gekrönt noch auf den Thron erhoben. Seine offizielle Anerkennung bestand in der Nennung seines Namens im öffentlichen Freitagsgebet. Wurde er bei dieser Gelegenheit nicht mehr genannt, so bedeutete dies seine Absetzung als Kalife. Als sich das „Indische Komitee für die Verteidigung des Kalifats" bei dem Präsidenten der Türkischen Republik, Mustapha Pascha, nach seiner Einstellung zur Kalifatsfrage erkundigte, erhielt es folgende Antwort: „Der hundertjährige von den Moslimen gehegte Traum, daß das Kalifat eine islamische Regierung sein solle, die alle Moslimen umfaßt, konnte niemals Wirklichkeit werden. Er wurde im Gegenteil eine Quelle der Uneinigkeit, Anarchie und von Kriegen zwischen den Gläubigen. Es hat sich indessen als klare Wahrheit erwiesen, daß es im

Interesse der Moslime ist, getrennte Regierungen zu haben. Das wirkliche geistige Band zwischen ihnen ist die Überzeugung, daß alle Gläubigen Brüder sind." (Koran XLIX, 10.) Die Streitigkeiten um die Kalifatsfrage waren damit zwar noch nicht beendet; diese bleibt aber für die Weltgeschichte fortan wohl bedeutungslos. Vorläufig hat man in der Einsetzung einer zentralen Kommission in Kairo und nationaler Komitees in den einzelnen Ländern das Heil gesucht. Der Scheikh Muhammed Raschid Risa in Kairo hat angekündigt, daß viele Kongresse nötig sein würden, um eine Einrichtung wieder aufleben zu lassen, die in jahrhundertelangem Kampf gestürzt worden ist.

Gleichzeitig setzte aber im Islam eine Bewegung ein, die in der europäischen Literatur als Modernismus zusammengefaßt wird und die in der Beantwortung der Frage gipfelt: Welches sind die Ursachen des Verfalls des Islam, und wie kann man ihn verhindern? Die Antwort lautet gewöhnlich: Durch die Verbreitung des modernen Fortschrittes und Wissens. „Ich kann nicht glauben", schrieb ein moslimischer Intellektueller, „daß Gott die Pforten des Fortschritts seinem auserwählten Volk verschlossen habe und damit die Möglichkeit, zum höchsten Punkt der Entwicklung zu gelangen, den der Mensch erreichen kann. Ich weigere mich zuzugestehen, daß Gott wolle, daß alle Nationen außer den Muselmanen arbeiten dürfen, um die besten Gesetze für ihre Religion und Zeit zu finden, so daß ihr wissenschaftliches und literarisches Können stets wächst, während seiner auserwählten Nation jeder Versuch und jedes Experiment versagt sein soll: mit einem Wort, daß die Vorsehung ihr jedes Mittel im Wettkampf der unternehmungslustigen Nationen sich hervorzutun, untersagt habe." Dieser diplomatisch gekleidete Ausruf verrät das tief liegende, leidenschaftliche Ressentiment der durch eine veraltete Offenbarung gefesselten, am Fortschritt verhinderten orientalischen Völker.

Die Modernisten, deren Herde sich in Ägypten, Indien und der Türkei befinden, bekämpfen vor allem den Aberglauben als der Übel größtes. Sie bemühen sich darzutun, daß sich auch der Islam, wenn er richtig aufgefaßt wird, mit dem Fortschritt und den Bestrebungen der modernen Zeit vereinigen läßt. Selbst die gemäßigten Gruppen unter ihnen aber verlangen kategorisch die Wiedereröffnung des „Tores des Idschtihad", der Freiheit der Diskussion und Unabhängigkeit des Urteils von den vier orthodoxen Riten. Man möge ihnen nicht mehr mit dem Hinweis auf das übereinstimmende Urteil der Rechtslehrer vergangener Jahrhunderte kommen! Der Islam sei ein Gefäß für religiöse Angelegenheiten, er habe sich nicht in die Fragen der Politik und menschlichen Gesetzgebung einzumischen. „Die Dinge hier unten haben zu geringe Wichtigkeit in den Augen Allahs, als daß er darüber einem Propheten Vorschriften gegeben hätte; und die Propheten selbst schätzten diese zu sehr nach ihrem richtigen vergänglichen Wert ein, um sich damit zu beschäftigen." Und der modernistische ägyptische Kadi Ali Abdarraziq sagt in seinem Buche „Der Islam und die Grundlagen der Souveränität": „Vergebens sucht man im Leben des Muhammed die geringste Spur einer politischen Organisation." Der Islam ist kein Staat und noch weniger eine Staatskirche, sondern eine Religion. Er kann es sich daher nicht zur Aufgabe machen, eine bürgerliche Gesellschaft zu regieren oder Rechtssprechung auszuüben, noch für sich besondere Tribunale zu beanspruchen. Daher hatte auch die Regierung der vier ersten Kalifen keinen religiösen Charakter gehabt. Diese Forderungen der Modernisten erklären auch das große Interesse, das in den islamischen Hochschulen neuerdings nicht nur für Soziologie, sondern besonders auch für vergleichende Religionswissenschaft erwachte.

Das älteste Zentrum des islamischen Modernismus ist in Indien. Einer seiner energischesten Vorkämpfer war

Sir Ahmed Khan Behadur (1817–98), der Gründer des Muhammedan Anglo-Oriental College in Aligarh, das später zum Rang einer Universität erhoben wurde. Er ist Autor eines Kommentars zum Koran und zahlreicher Schriften, in denen er die Grundsätze der neuen Schule verteidigt. Den Traditionen (Hadith) legt Ahmed Khan Behadur die gleiche Glaubwürdigkeit bei wie den Märchen aus „Tausend und Einer Nacht".

In Ägypten entwickelte sich der Modernismus aus der *Salafyya,* einer 1883 von einem panislamitischen Agitator Dschemal eddin al-Afghani (1839–97) und seinem Schüler Muhammed Abdu (1849–1905), Groß-Mufti von Ägypten, gegründeten Partei. Die Salafyya strebte eine Renaissance des Islam an und erklärte, von Europa außer der modernen Technik nichts zu brauchen und nichts übernehmen zu wollen. Sie beklagte den Verfall des Islam und seine dogmatische Erstarrung seit Gazali, wollte aber wie die Wahhabisten eine Besserung aus dem Geiste des Koran und der echten Überlieferung schöpfen. Die Partei strebte eine Vereinigung der vier Rechtsschulen an, die Verschmelzung der moslimischen Sekten in eine große islamische Vereinigung, die Europa die Spitze bieten könne, und forderte zum Kampf gegen die europäische Kultur und den drohenden europäischen Imperialismus. Zur Unterstützung dieser Bewegung, die natürlich in Kairo selbst auf den heftigen Widerstand der reaktionären Ulemas stieß, gründete der Syrer Muhammed Raschid Risa 1897 die Monatsschrift „Al-Manar", Der Leuchtturm, die im Sinne des von ihm verehrten Ibn Taimyya und der wahhabitischen Bewegung wirkte. Der Manar verkündete, daß „der wahre Islam alle Fortschritte des Jahrhunderts zuläßt, unter der Voraussetzung, daß sie gegen keine Rechtsvorschrift verstößt. Alles ist im Koran und in der authentischen Sunna". Es handle sich nur darum, die gleichen Werte der modernen Ideen aufzuzeigen.

Die Manaristen verstehen ihre Arbeitsweise ausgezeichnet. Um z. B. die Hemmungen des viel erörterten Bilderverbotes hinwegzuräumen, erklärt der Manar, daß weder die Wissenschaft noch die Kriegskunst ohne Bilder auskommen können. Wie sollte man die Probleme der Elektrizität und Maschinenbaulehre ohne Zeichnungen begreifen können? (Hier fragen wir uns allerdings verwundert, was geometrische Zeichnungen mit dem Figurenverbot zu tun haben.) Im Koran fände man die kühnsten Ideen der modernen Wissenschaft, sogar die Darwinsche Lehre schon angedeutet... Die Dschinn z. B. repräsentierten die Tätigkeit der Mikroben: bedeute ja doch das Wort ethymologisch etwas, das verborgen ist. Eine andere Anspielung im Koran (CV, 4) seien die „Vögel *ababil*", die die Armee der Abessinier vernichteten: Das sei der Blitz gewesen, also die Elektrizität. Die berühmtesten Schriftsteller und Philosophen Europas, wie Leibnitz, Spencer, Comte, Tolstoi und andere werden von den Manaristen zitiert[14].

Man sieht, wie schwer es die Fortschrittler im Islam haben und mit welchen rein dialektischen Mitteln sie versuchen müssen, über die Ungebildetheit der Massen und die konservative Einseitigkeit der Theologen hinauszukommen, um keinen Anstoß zu erregen und von einer reaktionären Welle hinweggeschwemmt zu werden. Es gibt dafür nur einen Weg, den Weg über den Koran. Wie viel- und tiefsinnig aber dieser ist, hat ja bereits der große sufische Dichter Dschelal eddin Rumi (1207–1273) in dem folgenden, von Max Meyerhof übertragenen, mit feinem ironischem Humor angehauchten Gedicht über den mystischen Sinn des Koran umschrieben:

Einfach sind des Korans Worte,
Doch zu ihren Tiefen hin
Führt durch der Erkenntnis Pforte
Anderer, geheimer Sinn.

Nun, auch dies ist nicht der letzte,
Der des Wissens Drang erfüllt;
Noch ein dritter Sinn, ein vierter
Liegt darin, nur Gott enthüllt.

Siebenfacher Sinn, verborgen,
Ruht in Gottes hehrem Wort,
Einer baut sich auf dem andren
Bis zur Endbedeutung fort.

Hafte nicht am äußren Wesen:
Adam ist kein Erdenkloß.
Nein, im Innern mußt du lesen, –
Du entdeckst der Seele Schoß.

So, die äußere Erscheinung
Des Korans liegt auf der Hand,
Aber seine wahre Meinung
Birgt sich menschlichem Verstand.

In der Türkei konnte der Modernismus erst nach dem Sturz des Sultans Abdulhamid im Jahre 1908 einsetzen. Seitdem sind zwei Parteien, die Nationalisten und die Reformisten entstanden. Die Nationalisten verleugnen zwar nicht eine gefühlsmäßige Sympathie mit dem Islam, „der historischen Religion der Türken", arbeiten jedoch zielbewußt auf eine Reformation der Gesetzgebung hin, um sich dem modernen Europa anzupassen. Sie ebneten den Weg für die revolutionären Umstürze der Kemalisten. Die Reformisten erstrebten Verbesserungen durch Zurückgreifen auf den primitiven Islam und stellten ein Programm auf, das jenem der ägyptischen Salafyya ähnlich ist. Beide Parteien stimmten in der Betonung der Notwendigkeit überein, den Religionsunterricht der Massen neu zu ordnen. Die Nationalisten erstrebten ferner die

Desarabisierung der islamischen Religion. Sie protestierten gegen den ausschließlichen Gebrauch der arabischen Sprache in den Kultzeremonien und gegen die Wichtigkeit, die man den arabischen Traditionen (Hadith) und Gewohnheiten in der religiösen Gesetzgebung beimißt. Sie verlangten, daß den Kanons, den türkischen Edikten der zivilen Gesetzgebung, dasselbe Gewicht beigelegt werde wie dem kanonischen Recht der Scharia, d. h. der geoffenbarten Religion.

Im Sinne der Reformisten schrieb ein ägyptischer Prinz, Said Halim Pascha, früher Groß-Wesir, eine Studie *„Islamachmaq"*, „Wiederislamisierung", die eine Apologie des Islam ist, der als die endgültige Religion der Menschheit hingestellt wird. In seiner und der Reformisten Meinung war der Verfall der Türken die Folge ihrer Entislamisierung, die Folge von Einrichtungen, die man vom Okzident übernommen hat, und eines extremen Nationalismus. Wenn wir, sagen die Reformisten, vom Weltkrieg lernen wollen, müssen wir die Notwendigkeit der Verwerfung des Nationalismus einsehen. Zurück also zum islamischen Internationalismus! Da der Koran die absolute Wahrheit enthalte, die religiöse sowohl wie die soziale und politische, bedürfe diese Wahrheit nicht noch eines nationalen Stempels.

Gegen diese Lehren der Reformisten machten wieder die Nationalisten energisch Front und wurden dabei auch von ihren Dichtern in manchmal recht humorvoller Weise unterstützt. Wie? riefen diese aus, gab es vielleicht zur Zeit Noahs Dampfschiffe? Die Welt wird vom Gesetz der Entwicklung beherrscht. Zweifellos schleudert Gott die Blitze, der Mensch aber hat Mittel erfunden sie abzulenken. Er hat den elektrischen Strom entdeckt und noch mehr: Das Flugzeug!

Zie Ghenk Alp, einstiger Professor der Soziologie an der Universität in Stambul, und Dichter, der beauftragt

war, für die Türkisierung des islamischen Kultes Stimmung zu machen, schrieb in einem Gedichte „Watan", Vaterland: „Das Vaterland des Türken ist das Land, wo vom Minaret aus der Gebetsruf türkisch ertönt, wo der Bauer den Sinn des Gebetes versteht, wo in den Schulen der Koran türkisch gelesen wird." Zie beschäftigt sich in seinen Gedichten auch viel mit den bisher unterdrückt gewesenen Frauen, fordert ihre Gleichberechtigung und die Notwendigkeit der Einehe. In diesem Sinne haben auch die Kemalisten im Parlament die Annahme des schweizerischen Zivilrechtes durchgesetzt, wodurch sehr viele alteingewurzelte islamische Rechtsgewohnheiten ungültig wurden.

Das Gewicht aller dieser Bestrebungen des Islam von heute und ihre Aussichten, sich über die Grenzen der Städte, wo sie verkündet werden, hinaus in den Weltislam durchzusetzen, erscheint auf Grundlage der statistischen Daten in einem anderen, nicht gerade günstigen Licht. Die Zahl der Muhammedaner auf Erden wird heute auf ungefähr 260 Millionen geschätzt. Davon leben in Asien 170 Millionen, und zwar 16–17 in der Türkei, 9 in Persien, 61 in Vorderindien, 33 in China, 31 im Malaischen Archipel; in Afrika 76 Millionen, davon 11 in Ägypten, 6 in Libyen, Tunesien und Algerien, 10 in Marokko, 2–3 in den deutschen Schutzgebieten. In Europa leben 11–12 Millionen, in Australien und Amerika einige Zehntausende eingewanderter Chinesen und Malaien, die den Islam bekennen. Demnach bekennt etwa ein Sechstel der Menschheit den Islam.

Von den 260 Millionen entfallen 210 bis 215 Millionen der Gläubigen auf die Sunniten oder Orthodoxen und davon bekennen sich mehr als 90 Millionen zum hanefitischen Ritus.

Der Prozentsatz der Analphabeten unter den Muhammedanern ist noch erschreckend hoch: Die Zahl der lese-

kundigen Moslime wird auf nicht mehr als etwa 8 Millionen, also etwa 4% der Gesamtzahl, geschätzt. Die Bevölkerung bleibt in den unabhängigen Ländern des Islam etwa gleich, während sie in den unter europäischem Schutz stehenden Ländern und in den Kolonien dank der verbesserten hygienischen Bedingungen und modern geführter Spitäler im steten Wachsen begriffen ist. Sie hat sich in Ägypten in einem Jahrhundert verfünffacht. In Indien und den holländischen Kolonien, in Afrika und in Europa ist der Abfall von Moslimen zu anderen Religionen im Zunehmen begriffen.

Sitten und Bräuche

Tiefer als irgendeines der heiligen Bücher bestimmte der Koran auch das Privatleben der Muslimen, so daß in vielen Handlungen des Alltags unter den sonst sehr verschiedenen Nationen, die von den Säulen des Herkules bis Ost- und Nordasien den Islam bekennen, eine gewisse Einheit herrscht. Von diesen übernationalen, durch die Religion bestimmten Bräuchen soll hier zu genauerem Einblick in die Einstellung des Muslim zum täglichen Leben einiges hervorgehoben werden. Berücksichtigt werden dabei hauptsächlich die drei Träger der islamischen Zivilisation, die Araber, Perser und Türken.

In der islamischen Gesellschaft spielt der Titel „Scheich" eine führende Rolle. Das Wort bedeutet wörtlich einen „älteren Mann" und wird als auszeichnendes, ehrendes Attribut durch alle Gesellschaftsklassen und Rangstufen, vom Familienvater und Hausvorstand bis hinauf zum „Scheich des Islam" gebraucht. Der Vorstand eines Beduinenstammes ist ebenso Scheich wie der Vorstand einer Handwerkergilde oder eines Derwischklosters; erst die Stellung verleiht dem Titel das entsprechende Ansehen. Dagegen wird der Titel „Scherif", der als Titel nur den Nachkommen des Propheten gebührt, sehr häufig als auszeichnende Anrede vornehmer Persönlichkeiten gebraucht, ungefähr wie unsere „Exzellenz"-Anrede, doch der gesteigerten orientalischen Höflichkeit entsprechend viel häufiger. Die Nachkommen des Propheten bilden die Klasse der Seiiten, was soviel wie Herr oder Meister bedeutet, und tragen ein grünes Band um den Turban. Durch die Jahrhunderte langen Verzweigungen zählen sie zu Tau-

senden und sind über alle Länder des Islam verbreitet und in allen Bevölkerungsschichten zu finden. Der durch eigenes Verdienst erworbene Titel Scheich und der damit verbundene weiße Turban wird von vielen Seiten vorgezogen, da er größere Auszeichnung bedeutet. Durch die Pilgerfahrt nach Mekka erwirbt der Muslim den Titel Hadsch oder Hadschi.

Eine durch den Koran und die Tradition geregelte Sitte ist der Gruß. Der übliche Gruß „Friede sei mit euch" wird mit „Mit euch sei Friede und die Barmherzigkeit Gottes und sein Segen" beantwortet. Dieser rituelle Gruß gebührt jedoch Andersgläubigen nicht und wird ihnen nicht gegeben. Geschieht es aus Irrtum, so wird er zurückgenommen. Die Grußregeln und die damit verbundenen Gebärden und Höflichkeitsworte bilden ein besonderes Kapitel der Etikette, besonders bei Empfang von Gästen. Nachdem diese ihre Plätze eingenommen haben, wird die Begrüßung fortgesetzt, und die üblichen Höflichkeitsfragen nach dem Befinden entsprechend beantwortet. Auf die Frage nach der Gesundheit antwortet man nur „Preis sei Gott", wobei der Grad des Befindens nur durch die Betonung dieser Worte zu verstehen gegeben werden darf.

Der Eintritt in das Haus eines anderen ohne Anmeldung ist durch den Koran verboten (XXIV, 27). Ist kein Diener zu finden, so macht sich der Besucher durch Händeklatschen oder Rufe bemerkbar, bis jemand kommt, ihn zu empfangen. Der Eintritt in den Harem, den den Frauen und der Familie vorbehaltenen, abgeschlossenen Teil des Hauses ist für Männer überhaupt verboten, und es wäre höchst unschicklich nach dem Befinden der Frau des Hauses auch nur zu fragen. Dagegen werden die Knaben einer Gastgesellschaft des Hausherren gern vorgeführt.

Bis zu welchem für uns Westländer oft lächerlichen Grad die religiös gefärbte Formelhaftigkeit bei alltäglichen kleinen Geschehnissen getrieben wird, zeigen Rede-

wendungen bei den modernen Ägyptern. Nießt jemand, so sagt er „Preis sei Gott“, worauf ihm alle Anwesenden „Gott habe Mitleid mit euch“ zurufen und der Nießende mit einem „Gott führe uns und euch“ erwidert. Gähnt jemand, so führt er die umgekehrte linke Hand zum Mund und sagt: „Ich suche Zuflucht bei Gott vor dem verfluchten Satan“, denn man glaubt, daß der Teufel in den offenen Mund hineinspringt. Passiert dem Besucher sonst ein Verstoß gegen die guten Sitten, so entschuldigt er sich nicht bei den Anwesenden, sondern bei Gott. „Möge Allah, der Große, mir verzeihen.“ Hundert andere alltägliche Handlungen sind mit derartigen Redensarten verbunden.

Der Glaube an Dämonen und Geister aller Art kennt oder kannte keine Grenzen. Außer dem Geschlecht der Dschinn, die alle unheimlichen, verborgenen und dunkeln Orte bevölkern, gibt es die Ifrits, die in den alten Gräbern Ägyptens und in den dunkeln Winkeln der Tempel wohnen. Sie sind teils bösartige Dschinn, teils auch die Geister von Toten, und zahlreiche merkwürdige Geschichten über sie sind im Umlauf. Die Kannibalen unter den Dämonen sind die Ghulen, die in Gestalt von monströsen Tieren zu erscheinen pflegen und sich auf Totenäckern herumtreiben, wo sie sich von Leichen nähren. Sie töten und fressen jeden Menschen, der in ihre Gewalt kommt.

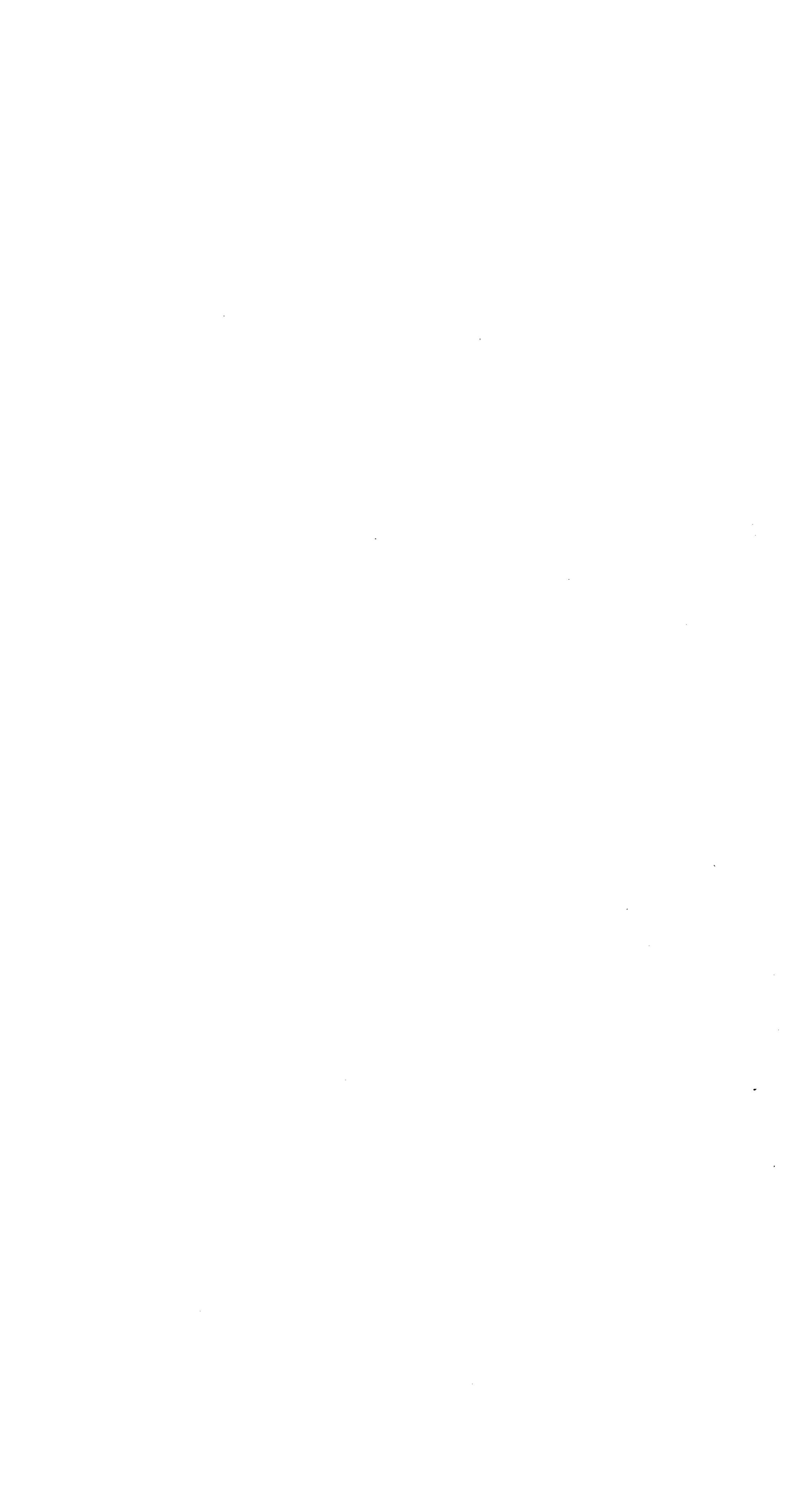
Über diese imaginäre Welt von Geistern und Dämonen aller Art hinaus aber erstreckt sich der Aberglaube der Muslime auch auf die Species Mensch, sobald sich dieser durch Mängel von Verstand und Vernunft vom Durchschnittsmenschen unterscheidet. Narren, Idioten und Wahnsinnige gelten als schonenswerte, verehrungswürdige Halbheilige und kommen nach ihrem Tod oft in den Ruf der Heiligkeit, die ihnen eine Kuppel über ihrem Grab einträgt. Man glaubt, daß der Geist solcher Leute schon im Himmel weile, während der Körper noch unter den Sterblichen wandle. Scheinheilige, d. h. normale Menschen, die

sich durch Äußerlichkeiten, wie einsiedlerisches Leben als Heilige aufspielen, dürfen sich ungestraft allerhand erlauben, da ihr Geist als völlig in Gottesbetrachtung aufgehend gilt und sie daher für ihre Handlungen nicht verantwortlich sind.

Als Schutz gegen die Geister und den „Bösen Blick“ gelten die Amulette als wirksame Mittel. Stellen aus dem Koran oder der Name Gottes zusammen mit solchen von Engeln, Propheten und Heiligen, sowie Zahlenzusammensetzungen auf Papier oder anderes Material aufgeschrieben, werden an Schnüren um den Hals gehängt. „Allah aber ist der beste Hüter, und er ist der barmherzigste Erbarmer“ (XII, 64), „Und wir schützten sie vor jedem gesteinigten Satan“ (XV, 17), „Und zur Hut vor jedem aussätzigen Satan“ (XXXVII, 7) sind beliebte Amulettverse. Ungezählt sind die Vorsichtsmaßregeln und Abwehrmittel gegen den Bösen Blick, der durch das geringste Neidgefühl auf irgendeinen Gegenstand im Besitz des Nachbarn oder Freundes befürchtet wird. Die laut ausgesprochene Bewunderung fremden Besitzes könnte schon verderbliche Wirkung haben und muß mit magischen Worten wie „Gesegnet sei der Prophet“ begleitet werden. Der beste Ausdruck der Bewunderung ist ein begeistertes „Maschallah“, Wie Gott will, wodurch gleichzeitig auch die Unterwerfung unter Gottes Willen versichert wird. Solche schützende Worte sind ganz besonders gegenüber anderer Leute Kinder nötig, wenn man ihre Anmut bewundert oder sie auf die Arme nimmt. Ein bewährtes Mittel gegen den Bösen Blick ist ein Stück Alaun, das auf glühender Kohle verbrannt wird; während es verbrennt, betet man die erste und die drei letzten Suren des Koran. Das Alaunstück hat indessen die Gestalt der Person angenommen, die des Bösen Blickes verdächtig ist. Das Stück wird dann zerstoßen und das Pulver in Futter gestreut, das einem schwarzen Hund vorgesetzt wird. Eine beliebte Abwehr sind auch



Friedhof in Skutari



die Aufschriften über den Haustoren und Geschäften, die den Namen und einige Attribute Allahs oder des Propheten oder Anrufungen Allahs enthalten. Um Krankheiten wegzuzaubern schreibt man Verse des Korans auf die innere Oberfläche eines irdenen Topfes oder einer Schale; dann gießt man Wasser hinein und rührt es solange um, bis die Schrift weggewaschen ist. Dann trinkt der Patient das mit den heiligen Worten vermischte Wasser. Passende Koranverse sind: „O ihr Menschen, nunmehr kam eine Mahnung zu euch von euern Herrn und eine Arznei für das, was in euren Brüsten . . .“ (X, 58); „Allah wird heilen die Brüste (Herzen) eines gläubigen Volkes (IX, 14); Sprich: Er ist für die Gläubigen eine Leitung und eine Arznei ...“ (XLI, 44.) Obwohl diese Heilmittel im Koran durchweg im geistigen Sinn gemeint sind, werden sie für materielle Zwecke als magische Mittel verwendet. Daß Alchemie und Astrologie in dieser Welt des Aberglaubens eine große Rolle spielen, braucht kaum hinzugefügt werden.

Es steht im Koran geschrieben: „O ihr, die ihr glaubt, nehmt nicht die Juden und Christen zu Freunden; einander nehmen sie zu Freunden, und wer von euch sie zu Freunden nimmt, siehe, der ist von ihnen. Siehe, Allah leitet nicht ungerechte Leute.“ „O ihr, die ihr glaubt, nehmt nicht von denen, welchen die Schrift vor euch gegeben ward, diejenigen, die über euern Glauben spotten und scherzen, und auch nicht die Ungläubigen zu Freunden, und fürchtet Allah, so ihr Gläubige seid.“ (V, 56, 62.) Obzwar der Prophet diese Verse, wie so viele andere seiner Offenbarungen für seine Zeit und die herrschenden Zustände verkündete, sie vor allem auf die ihm feindlich gesinnten Juden in Medina münzte, wirkten sie als Vermächtnis weiter durch die Jahrhunderte. Denn alles, was im Koran steht, ist geheiligt und erlaubt kaum eine Kritik. Auch die duldsamer klingenden Abschwächungen dieser Vorschrift haben an ihrer Mitwirkung wenig geändert. Die grundsätzliche Ein-

stellung der Muslimen gegen die Andersgläubigen war und blieb damit bestimmt. Toleranz wurde durch diese Ermahnung nicht ausgeschlossen und herrscht auch im allgemeinen, wenn auch fast stets mit einem Unterton der Mißachtung. Viel hängt von der persönlichen Bildung und Aufklärung der einzelnen ab sowie von Handelsinteressen. In kosmopolitischen Städten wie Kairo oder Stambul herrscht größere Duldsamkeit als in den Hauptorten des religiösen Fanatismus, wie Meschhed in Iran. Aber die meisten Reisenden in islamischen Ländern haben das eine oder andere Mal Steine zu ihren Füßen rollen sehen, wenn sie auf einsamer Straße ihres Weges ritten ...

Religiös zu erscheinen gilt bei den Muslimen als vornehm und ehrenvoll, und die Sucht, diesen Schein zu erwecken, führt viele zur Verstellung und Heuchelei. Wie weit es dem Einzelnen mit seinen Gefühlen ernst ist, läßt sich nur bei genauer Kenntnis seines Charakters entscheiden. Das Ausstoßen der Worte „Inschaallah“ Wenn Gott will, „Ya rabb“, O Herr, „Ya daim“„ O Ewiger „Ya nebi“, O Prophet, gehört zu den leeren Redensarten. „Im Namen Gottes, des barmherzigen Allerbarmers“ wird jede die normale Beschäftigung unterbrechende Handlung vorgenommen: Essen, Trinken, das Einnehmen von Medizin, das Schreiben eines Briefes usw. Schließen zwei Parteien ein Geschäft ab, so sagen sie zuerst die Fatiha auf, die erste Sure des Koran. Wird der Handel zu hitzig, so mag einer der beiden oder ein Dritter ein „Friede sei mit dem Propheten“ einwerfen, worauf mit „Allah segne ihn“ geantwortet werden muß, und Beruhigung in die Auseinandersetzung eintritt.

Gastfreundschaft gehört zu den Tugenden der Orientalen. Wie Abraham die drei Engel bewirtete, empfängt heute noch der Beduinen-Scheich Reisende in seinem Zelt. Er gibt Auftrag, Brot zu backen und ein Lamm zu schlach-

ten und setzt seinem Gast ein Mahl vor. Ist dieser von hohem Rang, so bleibt der Gastgeber stehen.

Fühlt ein frommer Muslim sein Ende herannahen, so vollzieht er wenn möglich die rituelle Waschung, um im Zustand der Reinheit aus dem Leben zu scheiden. Er wiederholt das Bekenntnis: „Es gibt keinen Gott außer Gott, und Muhammed ist der Gesandte Gottes“, bis ihm die Worte auf den Lippen ersterben. Befindet er sich, wie es Mekkapilgern oft geschieht, auf einer langen Reise, und wird er in der Wüste krank und reiseunfähig, so daß ihn seine Genossen seinem Schicksal überlassen müssen, so gräbt er sich wohl auch selbst ein Grab im Wüstensand, hüllt sich in sein Leichentuch, das man auf langen Reisen mit sich zu führen pflegt, und bedeckt sich mit Sand bis auf das Gesicht, um so den Tod zu erwarten. Tritt dieser ein, so wird der Wind seinen Leichnam bald völlig mit Sand bedecken. Stirbt der Mann zuhause, so dreht eine Frau oder ein Angehöriger seinen Körper mit dem Gesicht gegen Mekka. Oft noch vor Eintritt des Todes beginnt das Klagegeheul mit „Allah, es gibt keine Kraft und Stärke außer bei Gott. Gott gehören wir, und zu ihm müssen wir zurückkehren. Gott erbarme sich seiner.“ Die Weiber stoßen klagende Rufe aus: „O mein Herr“, „O mein Kamel“, „O mein Löwe“, „O mein Vater“ usw. Bald gesellen sich die Nachbarweiber dazu, und manchmal werden auch berufsmäßige Klageweiber gerufen, die ihre Ausrufe mit einem Tamburin begleiten.

Der Verschiedene wird noch am gleichen oder am nächsten Tag bestattet, wobei beim Leichenbegängnis von Knaben die Haschiyeh gesungen wird, eine Beschreibung des Gerichtstages. Die begleitenden Männer rezitieren Suren des Korans, die sich auf Tod und Auferstehung beziehen. In Städten wird der Sarg oft erst in eine Moschee getragen und dort mit der rechten Seite gegen Mekka aufgestellt, worauf Totengebete verrichtet werden. Dann erfolgt die

Beisetzung. Am offenen Grab wird von einem dafür angestellten „Instruktor des Toten", der sich am Grabe niedersetzt, der Tote für die Ankunft der beiden Frageengel vorbereitet. Die Antworten, die er zu geben hat, werden ihm vorgesagt: Daß Gott sein Herr, Muhammed sein Prophet, der Islam seine Religion, der Koran sein Buch und die Kaba seine Kibla sei, und daß er gelebt habe im Glauben, daß da ist kein Gott außer Gott und Muhammed sein Prophet sei. Worauf die Engel ihm sagen werden: „Schlafe, o Diener Gottes, im Schutze Gottes."

Im Hause des Verstorbenen finden darauf noch verschiedene Zeremonien und Koranlesungen statt. Der Grabhügel, der oft in prismatischer Form gemauert ist, wird mit zwei aufrechtstehenden Platten gekennzeichnet, eine zu Häupten, die andere zu Füßen des Beerdigten, wovon die erste meist einen Koranspruch eingemeißelt hat, ferner den Namen des Toten und das Datum des Todes trägt. Dieser Kopfstein ist auch häufig mit einem Turban gekrönt, der den Rang des Begrabenen anzeigt. Weit verbreitet ist in den islamischen Ländern der Brauch, die Toten, meist ihrem letzten Willen gemäß, an einer heiligen Stätte zu begraben, wohin die Särge oft in langen Reisen getragen werden müssen. Solche Orte sind für die Sunniten vor allem Mekka und Medina, für die Schiiten Kerbela, Meschhed, Kum und Schah Abdul Azim in Iran.

Dichtung und Wissenschaft

Nichts kann die Spanne, die die alten Kulturen von unserer modernen Zivilisation trennt, besser veranschaulichen, als der Unterschied in der Stellung des Dichters, damals und heute. Was gilt der heutigen Menschheit, und gar erst ihren Herrschern, ein Lyriker? In früheren Kulturen war er im Abend- und Morgenland geschätzt und geehrt, und die Kalifen in Bagdad hängten ihm zuweilen ihr eigenes Kleid um, als fürstlichen Dank für ein Lied. Der Dichter galt als der „Wissende“, als Inhaber übernatürlichen Wissens, dessen Wort magische Kraft hatte und Segen oder Fluch bringen konnte. In der arabischen Sprache zumal hatte das einzelne Wort besondere Geltung. Mit der vokallosen Aneinanderreihung der Konsonanten in der Schrift war durch die verschiedene Vokalisierungsmöglichkeit dem Doppelsinn Tür und Tor geöffnet, und dem Dichter durch Wortspiele reiche Möglichkeit gegeben zu glänzen.

Wie die meisten Naturvölker besaßen die Araber lange vor Muhammed eine reiche Volkspoesie in einer eigenen Dichtersprache, die sich durch gemeinsame Wanderungen und Wallfahrten der Stämme zum gemeinsamen Besitz ausgebildet hatte, und in der sich die Dichter auf den großen Jahrmärkten in „Sängerkriegen“ maßen. Es gereichte dem Stamme zur Ehre, einen großen Dichter hervorgebracht zu haben. Ja, wir hören von einem Stamm, der über der Prahlerei mit seinem Muallakadichter vergaß, seine eigenen Lorbeeren zu verdienen, und deshalb verspottet wurde [15].

Zur Zeit, als unsere Kenntnis der arabischen Poesie beginnt, etwa hundert Jahre vor Muhammed, hatte sich in

der K a s s i d e schon eine feste Gedichtform ausgebildet, der sich alle früheren, selbständigen Gattungen angepaßt hatten. Die Kasside ist ein längeres Gedicht, das drei wesentliche Teile enthalten muß; erstens die erotische Einführung, in der der Dichter seinen Besuch in der früheren Wohnstätte seiner Geliebten und seine Klage beschreibt, als er dort den Ort verlassen findet; zweitens die Beschreibung seines Rittes zu den Personen, die er loben will. Dieser Teil gab dem Dichter Gelegenheit, seine Wüstenerlebnisse zu schildern. Der dritte und Hauptteil des Gedichtes endlich enthält das Lob oder die Schmähung der Person oder des Stammes, dem die Kasside gilt. Das besonders Kunstvolle dieser Gedichtform besteht in der Einhaltung des Versmaßes und der Gleichheit der Reime aller Verse. Wir finden in ihr wiederum eine echt orientalische, ornamentale Formgebung, die durch ihre Länge die Gefahr der Einförmigkeit in sich birgt. Aus diesem Grunde begnügten sich die Dichter meistens mit nur zwei Teilen.

Mit ihren oft hart aufeinanderstoßenden Gegensätzen drängte sich die arabische Landschaft dem auf einsamem Kamel dahinziehenden Wanderer zur dichterischen Gestaltung auf. „Die Luft ist scharf, trocken und rein, die Natur trotzt der Spärlichkeit der Vegetation von einer unvergleichlichen Großartigkeit. Weite und steinige oder sandige Hochebenen, wo die Sonne von den gelben Sanddünen mit sengender Glut zurückstrahlt und jene trügerischen Luftspiegelungen erzeugt, die häufig von den arabischen Dichtern geschildert werden, wechseln mit wilden, zackigen, hoch emporstrebenden Gebirgsketten, deren schroffe Abstürze oft wie Riesenmauern die Ebene begrenzen. Auf diesen Felsenkuppen haust der Adler und der Geier ebenso wie der Steinbock, die wilde Kuh, während die Gazelle und die Antilope gerne in die Tiefe herabsteigen, wo sie mit dem Strauße an Schnelligkeit wetteifern. Dort, wo den dürren Boden tief unten in den

Schichten des Gesteins eine Wasserader durchzieht, wiegen ein paar Palmen ihr Haupt in den Lüften, während sonst nur die dornige Akazie und die schattenlose Tamariske mit ihrem zarten, durchsichtigen Laube kleine Gehölze in der Wüste bilden, deren sonstiger Charakter durch die eigentümlichen Dorngestrüppe und Stachelpflanzen bestimmt wird, welche den Kamelen und Ziegen eine treffliche Nahrung gewähren. Wie am Tage die Sonne blendet, so strahlt nachts der Mond und das Heer der Gestirne in unbeschreiblicher Pracht von dem tiefblauen Himmel nieder; wenn dann die Tierwelt ihre Schlupfwinkel verläßt, der Ruf der Nachtvögel mit dem Schrei des Schakals, dem häßlichen, heißeren Lachen der Hyäne sich vermischt, oder das Echo der Berge das Gebrüll eines hungrigen Löwen, eines nach Blut dürstenden Panthers vervielfältigt, da glaubt der einsame Wanderer die Stimme der Wüstenunholde zu vernehmen, er treibt sein Dromedar zu beschleunigtem Schritte, faßt Lanze und Schwert fester an, um den Schrecknissen der Nacht in der Einöde mutig entgegenzutreten. Und diese Schrecken der Nachtreise in der Wüste sind ein beliebtes Thema der altarabischen Dichter. Aber noch andere Gefahren drohen dem Wanderer, ganz abgesehen von Wegelagerern und feindlichen Stämmen: oft gerät durch die furchtbare Hitze des Tages und plötzlich eintretende kühlere Luftströmungen die Atmosphäre in heftige Bewegung, riesige Sandwolken werden vom Sturme herangewälzt, die mit vernichtender Elementargewalt das Sandmeer zu hohen Wogen aufjagen, welche sich wälzen und rollen, aneinander branden und sich überstürzen, alles vernichtend, was ihnen im Wege steht. Oder die mit Elektrizität überladenen Wolken, mit Blitzesschnelle vom Horizont heranziehend, verwandeln sich in ein Feuermeer, aus dem der Regen oder Hagel orkanartig niederrauscht, wo dann plötzlich aus den Engpässen der Felsgebirge und den Bodenfalten der Wüste donnernde Wassermassen her-

anbrausen, die alles, was auf ihrem Wege sich befindet, zerstören, um ebenso schnell wieder im Sande zu versiegen."

Diese klassische Beschreibung der arabischen Wüstenlandschaft von Afred von Kremer gilt mit geringen Unterschieden für den gesamten Wüsten- und Steppengürtel der islamischen Länder, von den Toren des Herkules bis nach dem fernen Osten jenseits des Hindukusch. Sie erklärt viele Erscheinungen der islamischen Kultur und bildet den Hintergrund der früharabischen Dichtung. Mit seiner gewaltigen Furchtbarkeit schildert der große Dichter Imrulkais ein solches Naturereignis der Wüste:

Zwischen Odaib und Darig ins Ferne zu spähen
Saß ich mit Genossen, den Regen anzusehen.
Von dem der Strich zur Rechten auf Katan seine Flut,
Zur Linken über Jadbol und Alsitar entlud.
Da wälzte bei Kotaifa das Wasser Schaum und Schlamm
Und warf aufs Antlitz nieder der hohen Eichen Stamm.
Es fuhr vor ihm ein Schauer hin über Alkannan
Und trieb des Berges Gemsen hernieder auf den Plan.
In Taima aber ließ er nicht einen Palmenschaft
Und kein Gebäude, das nicht von Stein dauerhaft.
Da sah ich, wie im Gusse Tabyr, der Berg, dastand:
Ein greiser Fürst, gewickelt ins streifige Gewand.
Mogaimirs Felsenzacken, umworren vom Gesträuch
Des Gußbachs, sah'n dem Rocken an der Kunkel gleich.

(Rückert.)

Die Gedichte des Imrulkais, der, fürstlichen Ranges, im sechsten Jahrhundert lebte, und anderer hervorragender Dichter, die teils an den Höfen der arabischen Statthalter-Dynasten, der Ghasaniden und Lachmiden, teils als schweifende Beduinen lebten, wurden Muallakas genannt, ein Wort, das ihnen einen Ehrenplatz anweist.

Ein beliebter Gegenstand der arabischen Poesie sind auch die beiden unentbehrlichen Haus- und Reittiere des Wüstenbewohners, das Pferd und das Kamel. Die Vorzüge dieser beiden unentbehrlichen Wüstenträger zu beschreiben, werden die Dichter nicht müde. Das Pferd wird an Schnelligkeit mit dem Fluge des Kata-Huhnes, dem Rebhuhn der Wüste, verglichen, oder mit der vom Sturme gejagten Wolke. Auch das bukolische Hirtenleben wurde gerne geschildert: „Wohlan, sind's nicht Kamele, die du hast, so sei mit Ziegen zufrieden, Ziegen, deren alte Böcke Hörner wie Stäbe haben; sie beziehen von Sitar bis nach Ghisl hin die Frühjahrsweide unter dem reichlichen Gusse des Landregens; kommt der Hirt sie zu melken, so meckern sie, als wäre in der Herde einer, dem ihr Klagelied gilt: sie gehen mit ihren vollen Eutern so wacklig, daß man meint, sie hätten zur Trauerbezeigung an den Weichen sich volle Brunneneimer angehängt. Mir füllen sie das Haus mit Sahne und Butter, und mit diesem Reichtum sei zufrieden, denn er genügt für Hunger und Durst."

Neben dieser naturbeschreibenden Poesie gibt es eine weit umfangreichere G e s e l l s c h a f t s d i c h t u n g. In diese Kategorie gehören die Liebes-, Lob-, Spott- und Schmählieder, die Schilderung von Kriegs- und Raubzügen, der Jagd- und Zechgelage und die Totenklagen. Wie es schon die babylonische Dichtung getan, betont auch der arabische Dichter den Genuß der Gegenwart als das einzig Wertvolle, während ihn die Zukunft wenig bekümmert. „Genieße das Leben, denn du bist bestimmt zu vergehen", rät Imrulkais; „schwelge, sei es in heiteren Gelagen, sei es bei schönen Weibern, die weiß sind wie junge Antilopen, oder bräunlich wie (eherne) Götterbilder; gleichviel, ob sie nun von den Züchtigen seien oder den ausgelassenen Dirnen." Als Beispiel eines Liebesliedes mögen die folgenden Verse des O m a r i b n R a b i a, der oft als der größte Liebesdichter Arabiens gepriesen wird, in Rückerts Übersetzung dienen:

Wir waren im Gespräche, da zeigten sich mir freier
Antlitze, deren Schönheit zu stolz war für den Schleier.

Sie kannten mich und taten, als kennen sie mich nicht,
Und scherzten: Ei, ein Fremdling, dem Unterkunft gebricht!

Sie tauschten Liebesfäden mit einem betörten Mann,
Der ihnen zugab Ellen und Spannen abgewann.

Ich sprach zu ihrem Lober: Tritt nicht zu nah mit Lob!
Wie, oder meinst du wirklich, daß sie dein Lob erhob?

Diese Verse, die ein Bruchstück aus einer größeren Dichtung sind, deuten auf eine Frauengastunterhaltung und zeugen von einer gesellschaftlichen Kultur von hoher Blüte.

Das Auftreten Muhammeds, der, wie wir gehört haben, die Dichter haßte, wirkte eine Zeitlang hemmend auf die Poesie. Als aber unter den Omajjaden die religiöse Begeisterung nachgelassen hatte, lebte auch die Dichtkunst wieder auf. Die durch den Reichtum, den die Eroberungen den alten Familien gebracht hatten, verfeinerte Lebensführung rief auch in Mekka und Medina eine neue Liebespoesie hervor. Auch gaben die Eroberungszüge der Araber unter den ersten Kalifen der Kriegspoesie reiche Nahrung. Ein Krieger schildert die Eroberung Syriens:

Sahst du nicht, wie wir uns am Jarmuk mutig hielten?
Hielten festen Stand, wie in Iraks Gefilden.
Früher hatten Bosra wir erstürmt in Schnelle,
Einer wohlbewahrten Festung mächt'ge Wälle.
Und Hadra-Imadain ergab sich unsern Heeren,
Kämpften auch bei Marg al soffarain mit Ehren.
Wo die Feinde still stehn, siegen und erringen
Wir auch reiche Beute mit unsern scharfen Klingen.
Schlugen dann die Griechen; den Jarmuk verdämmten
Der Erschlagnen Schilder und die Panzerhemden.
Ihre Mannen, ihre Reiter flohen beide
Bei Wakusa vor unsrer Schwerter Schneide. (v. Kremer.)

Erheiternd wirkt daneben das Klagelied eines Spießbürgers aus Kufa, der vom Statthalter Hadschadsch gezwungen wurde einzurücken, und in die entfernte, höchst trostlose Provinz Makran im südlichen Iran abkommandiert wurde: „Sprecht nur immerhin, ihr zwei Reisegenossen, zu mir: wie ferne ist der Wohnort des Mädchens, an das du denkest: in Kufa wohnt sie, ihr Ursprung ist am Euphrat; dort bewohnt sie bald die Stadt, bald die Wüste, und du Armer marschierst nun nach Makran, wo weder mit Beutezügen, noch mit Handel etwas zu verdienen ist. Erzählt hat man mir, bevor ich das Land noch sah, und seitdem erfüllt es mich mit Schrecken, wenn ich daran denke, daß die einen daselbst mit dem Hunger zu kämpfen haben und die andern im Elend darben, daß infolge der großen Hitze die Bärte so schnell wachsen, daß man sie beschneiden oder flechten muß. Und jene, die dort vor uns waren, sagen, daß uns bevorstehe, entweder mit Pfeilen durchschossen, oder mit Messern geschlachtet zu werden, und man sagt, daß wir für Jahre nicht mehr von dort sollen zurückberufen werden, nicht eher, als bis unsere Söhne grau sind und Freund sowie Bekannte längst schon tot sind. Ich verspürte nie die Lust, in jenes Land zu gehen, denn ich habe genug zu leben, aber gezwungen ward ich hingesendet, indem man mir gebot, dorthin zu gehen; froh mußte ich sein, so durchzukommen, denn furchtbar ist die Grausamkeit jener Gewalthaber; das Schwert war schon aus der Scheide gezogen, und da gibt es keine Wahl. Wie mancher Freund geleitete mich da, den die Tränen fast erstickten: er sagte mir Lebewohl und weinte in Strömen; nie wieder werde ich ihn sehen für alle Zeiten. Da wird aber nun sogar das Gerücht verbreitet, daß wir das Meer überschiffen sollen, das noch nie überschiffte, nach Sind, und die Indier sind in ihrem Lande böse wie die Teufel, ja noch schlimmer. Vor uns ist es keinem Gewaltigen aus dem Stamme Ad oder Himjar eingefallen, in jene Gegenden

einen Kriegszug zu unternehmen.“ (v. Kremer.) Diese schon vom Stadtleben verweichlichten Enkel der Beduinen waren keine Helden mehr, aber mit Hadschadsch, dem Statthalter des Omajjaden Abdalmalik, der in Basra und Kufa die allgemeine Wehrpflicht einführte, war nicht zu spaßen.

Mekka wurde der Sitz der ersten Schule arabischen Gesanges und der Tonkunst. Von dort wurden die besten Sänger und Musiker an den üppigen Hof von Damaskus gerufen. Zahlreiche Geschichten schildern die außerordentliche Wirkung der von diesen Sängern vorgetragenen Lieder auf die Kalifen, die oft geradezu in ekstatischen Zustand gerieten. Der junge Ibn Aischa aus Mekka, der sich zum ersten Sänger seiner Zeit emporsang, trug eines Tages dem ommajjadischen Kalifen Walid II. in Damaskus folgende Verse vor:

Ich erblickte am Morgen der Wallfahrt holde Mädchen,
Die des Entsagens Gedanken schnell mir verscheuchten,
Hell wie die Sterne bei Nachtanbruch,
Die im weiten Kreise den Mond umleuchten.
Hinaus zog ich, um frommes Verdienst zu erwerben,
Und kehrte heim mit Sünden, die schwer mir deuchten.

Walid geriet über diese Verse, die ihm der Sänger mehrmals wiederholen mußte, in leidenschaftliches Entzücken, umarmte und küßte den Sänger, riß seine eigenen Kleider herab und warf sie als Ehrengeschenk auf ihn. Um solche Wirkung zu verstehen, müßte man die Verse arabisch und womöglich von Ibn Aischa selbst vorgetragen hören können.

Der islamische Einfluß machte sich in Hinweisen auf die Vergänglichkeit alles Irdischen, in moralischen Betrachtungen, im Fatalismus und in der Wendung zu Gott in einer eigenen Dichtungsart geltend, die mit dem Namen Weltentsagungspoesie bezeichnet wurde.

O Waddah, warum nur Liebesgesänge läßt du erschallen,
Fürchtest du nicht den Tod, der bestimmt den Menschen allen?
Verehr' im Gebete den Höchsten und strebe, den Schritt dir zu stärken,
Der retten dich soll am Tage, wo Gott urteilt nach den Werken.

Selbst der lebenslustige und zügellose Farazdak, einer der hervorragendsten Dichter des siebenten Jahrhunderts, hielt manchmal Einkehr: „Sammle dir das Verdienst frommer Werke, denn niemand vermag deiner Seele zu helfen, wenn mit dem Todesgeschick sie ereilt das scharfe Schwert."

Im Sinn und im Dienst der Religion entwickelte sich das Lehrgedicht, das in erbaulichen, sich reimenden Zweizeilern eine geeignete Form fand. So dichtet Abul-Atahyya aus Kufa:

Mit dem täglichen Brot sei, Bruder, zufrieden:
Es genügt; denn es stirbt ein jeder hinieden.

*

Stets bleibt die Welt ein Wohnort der Qual,
Ein mit Schmutz gefüllter reiner Pokal.

*

Zwei Naturen hat jedes Menschenkind:
Gut und Böse, die einander feindlich sind.

Diese Neigung zum moralisierenden Zweizeiler fand weiteste Pflege und zeitigte eine der beliebtesten Formen der islamischen Dichtkunst, die durch Saadi und die sufischen Dichter auch im Westen bekannt wurden.

War Abu Nowas der „Begründer und genialste Ver-

treter der verlotterten Tagespoesie der feinen, aber gründlich verdorbenen hohen Gesellschaft“, so vertrat Abul-Atahyya die „Gewissensstimme des Volksgeistes der moralischen Entrüstung der unteren Klassen gegen die maßlose Unsittlichkeit der höheren Stände“ (v. Kremer). Trotz der pessimistischen Weltauffassung des Islam aber behielt doch die leichtfertige und lobhudelnde Art des Abu Nowas die Oberhand. Sie machte sich gut bezahlt, denn Harun schenkte seinen Hofdichtern für ein gelungenes Loblied oft hundert- bis zweihunderttausend Dirhem. Da die Reichen sich zur Nachahmung solcher Freigebigkeit verpflichtet fühlten, entstand ein Heer von Reimkünstlern dieser Art, die die Höfe der Fürsten und die Häuser der Vornehmen belagerten.

Das Land, in dem die islamische Dichtung ihre größte Blüte erlebte und sich zur Weltgeltung aufschwang, war Iran. Durch die arabische Eroberung war das persische Schrifttum längere Zeit gehemmt gewesen, dann aber obsiegte die auch in der bildenden Kunst bewährte Fähigkeit der Perser, fremdes Gut nach ihrer Art zu gestalten, ebenso in der Dichtkunst. Arabische Formen wurden übernommen und mit persischem Geist erfüllt. Und schließlich waren es die Perser, die der islamischen Dichtung Weltgeltung verschafften.

Zunächst mußten die Neubekehrten, um den Koran zu verstehen, arabisch lernen. Bald aber dichteten sie auch in dieser Sprache, und erst im neunten Jahrhundert begann sich die neupersische Sprache in der Dichtung durchzusetzen. Der älteste persische Dichter von Weltruhm ist Firdausi, dessen tausendster Geburtstag vor einigen Jahren unter gleichzeitiger Setzung eines monumentalen Denkmals in Tus, seiner Heimatstadt, von der außer einem Heiligengrab nichts erhalten ist, gefeiert wurde. Sein Heldenepos Schahname (die Geschichte der Könige) ist nationalpersisch und hat mit dem Islam nichts zu tun. Seine spätere Dichtung „Jussuf und Suleikha“ aber wurde

durch die Geschichte Josefs in der zwölften Sure des Koran angeregt. Wahrscheinlich war der Dichter durch seine mißliche Lage zu dieser dem Persischen fernstehenden orthodoxen Dichtung gezwungen.

Auch Nisami (geb. 1141) bearbeitete in seinen epischen Verserzählungen durchaus iranische Stoffe, meist aus der Sassanidenzeit, mit Ausnahme des romantischen Epos „Laila und Madschnun", einer Bearbeitung des Wüstenromans aus dem altarabischen Beduinenleben, in dem die Tragik der Liebe zweier Sprossen feindlicher Häuser erschütternd bearbeitet wurde.

Die Lehrdichtung beginnt eigentlich schon mit dem Nationalepos des Firdausi, das mit tiefsinnigen Betrachtungen über Welt- und Menschenschicksal gefüllt ist. Ein klassischer Vertreter dieses Zweiges der Dichtkunst wurde Nasir ibn Khusrau aus Balkh (1004–1088), der ein halbes Leben lang in der Welt reiste, um sie und die Rätsel des Lebens zu erforschen, wovon er dann in seinem Säfärname (Reiseerzählung) berichtete. Sein erstes großes Lehrgedicht aber ist das Ruschana-i-name, das in Mathnawiform die Geschichte seiner Entwicklung zeigt. Das Mathnawi ist ein längeres Gedicht epischen, didaktischen oder mystischen Inhalts, das stets mit dem Lobe Gottes, des Propheten und des Herrschers beginnt, unter dem der Verfasser lebt, und dann erst zu seinem eigentlichen Thema übergeht. Das Ruschana-i-name bietet, soweit es sufische Ideen behandelt, einen so reichen Schatz tiefer Weisheitslehren und praktischer Lebensregeln, besonders über den Sinnentrug dieser Welt und die Nichtigkeit des Strebens nach eitlem Rang und Reichtum, wie wenige Werke ähnlicher Art, selbst der größten Dichter der Folgezeit.

In einer ganz anderen Form finden wir eine ähnliche Weltstimmung in den Vierzeilern seines Zeitgenossen Omar (ibn) Khayyam, der, wie der Name sagt, als Sohn eines Zeltmachers in Nischapur aufwuchs und in sei-

ner Heimatstadt mehr als Mathematiker und Astronom bekannt war denn als Dichter. Die von ihm fast ausschließlich benützte Gedichtform ist das Rubai, ein Vierzeiler, in dem sich der erste, zweite und vierte Vers reimen. Seine in mehr oder weniger freien Übersetzungen im Westen bekanntgewordenen Verse erfreuen sich, dank ihrer mit knapper Deutlichkeit ausgedrückten tiefen Weisheit bis heute großer Beliebtheit. Omars Vierzeiler umspannen ein weites Ideenfeld und eine abwechslungsreiche Gefühlsskala. Bald himmelhoch jauchzend, bald zu Tode betrübt, bald hoffend, bald zweifelnd, bald ernsthaft, dann wieder bitter sarkastisch, immer aber echt menschlich und eben deshalb über den Nationen und Religionen stehend, hat seine Dichtung Weltformat. Ergibt er sich heute dem Fatalismus, so verspottet er ihn morgen:

O Herz, da die Welt nichts als Schatten und Schein,
Warum quälst du dich ab in unendlicher Pein?
Mit ruhigem Sinn geh dem Schicksal entgegen,
Und glaub nicht, es ändre sich deinetwegen.

*

Als mich Gott geknetet aus Ton, auf Erden zu wandeln,
Kannt' er genau vorher mein Streben und Handeln,
Da ich so sündhaft nur, wie Gott es wollte, geraten,
Warum am Jüngsten Tag noch in der Hölle braten?

Bei uns Westländern wurde Omar wohl seiner beschwingten Wein- und Liebeslieder wegen beliebt:

Trink Wein, der dir das Herz erhellt,
Eh' dein Name verschwindet aus dieser Welt.
Löse der jungen Huldinnen Locken,
Eh' deine Glieder die Grabwürmer locken.


مردان دلاور از کمین بدر جستند و دست یکان یکان ببستند
بامدادان بدرگاه ملک حاضر آوردند همه را بکشتن اشارت
فرمود اتفاقا در آن میان جوانی بود میوه عنفوان
شبابش نو رسیده و سبزه گلستان عذارش نو دمیده
یکی از وزرا پای تخت ملک را بوسه داد و سر شفاعت
بر زمین نهاد و گفت این پسر همچنان از باغ زندگانی بر
نخورده است و از ریعان جوانی تمتع نیافته توقع بکرم
اخلاق خداوندی آنست که بخشیدن خون او بر بنده
منت نهند ملک روی ازین سخن درهم آورد و موافق
رای بلندش نیامد و گفت

Zierseite aus Saadis Bustam



Ihren Gipfel erreichte die persische Lyrik dreihundert Jahre nach Omar mit Hafis (gest. 1389 in Schiras), der in Deutschland durch Goethes unsterbliche Verse zu seinem Preis bestens eingeführt, später durch die Übertragungen Bodenstedts und Rückerts bekannt wurde. Liebe und Wein waren auch sein Hauptthema, doch behandelte er sie weitaus gekünstelter als Omar, durch den er sich gern anregen ließ. Auch die Schönheit der Natur, besonders des Frühlings, die Freuden der Jugend und der Sang der Nachtigall werden besungen. Die Liebe darf nicht immer glücklich sein, im Gegenteil, unglückliche romantische Liebe war ein dankbares Thema, besonders die unerhörte Liebe, der man trotzdem treu blieb bis in den Tod. Gerne wurden beide auch im mystischen Sinn verwendet, als die Liebe des Menschen zu Gott und deren Ekstase. Es blieb dann dem Leser überlassen, die Liebes- und Trinklieder zu deuten wie er wollte, und der Perser liebt solche Zweideutigkeit, die auch dem Ketman, der allgemein üblichen Verstellungskunst, entsprach. Hafis bevorzugte als Form seiner Gedichte das Ghasel, ein lyrisches Gedicht von vier bis zwölf Doppelversen, in dem sich alle zweiten Verse reimen. Mehr noch als die Verse anderer Dichter büßen die hafisischen durch Übertragung ihr Bestes ein. Das erste Ghasel seines Diwan folge hier in Bodenstedts Übersetzung:

Auf, Schenke! Den Pokal gefüllt
für unsre durst'ge Tafelrunde!
Die Liebe, die mich einst beglückt,
jetzt richtet kläglich mich zugrunde.

Wie bluteten erwartungsbang
die Herzen bei den Moschusdüften,
Vom Ostwind aus der Liebsten Haar
uns hergeweht als holde Kunde!

Den Teppich zum Gebete färbt
mit rotem Wein nach Wunsch des Wirtes:
Ein weiser Mann ist unser Wirt,
man kommt bei ihm zu gutem Funde.

Wie kann ich mich der Liebe freun,
klingt – wie Geläut der Karawane –
Die Mahnung immer mir ins Ohr:
Nun rüste dich zur Scheidestunde!

Was wissen die vom Grau'n der Nacht,
von Meergebraus und wildem Strudel,
Die aller Bürd' und Sorgen frei,
am Ufer gehn auf trocknem Grunde?

Was kühnen Geistes ich getan,
hat bösen Leumund mir erworben
Beim Pöbel – und wo bleibt geheim,
was umgeht in des Pöbels Munde?

O Hafis, folge deinem Stern
und kehre dieser Welt den Rücken,
Soll dich beglücken, was du liebst,
und willst du, daß dein Herz gesunde.

Die zwei bedeutendsten mystischen Dichter des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts sind Farid-eddin Attar aus Nischapur (1119–1230, er wurde 114 Mondjahre alt) und Dschelal eddin Rumi aus Balkh (1207–1273). Trotz seiner großen Bedeutung wird Attar von Dschelal so überschattet, daß nur der letztere allgemeines Interesse erheischt. Er ist der größte sufisch-pantheistische Mystiker und Dichter des Morgenlandes und steht mit Firdausi, Omar Khayyam, Saadi und Hafis in der ersten Reihe der persischen Poeten. Nach einer wanderreichen Studienzeit gründete er in Konia einen neuen Derwischorden der

Maulawi, der bis in unsere Tage bestand und von den Nachkommen Dschelals geleitet wurde. Das weltberühmte Hauptwerk des Dichters ist das Mathnavi, das an der Hand von allegorisch gedeuteten Koranversen und Prophetenaussprüchen in sechs Büchern den ganzen Schatz mystischer Weisheit enthüllt und durch eine Fülle von beispielhaften Erzählungen, Legenden und Traditionen entspannt ist. Als Summe sufischer Lebensweisheit ist es sein Lebenswerk, das er erst kurz vor seinem Tode vollendete. Schärfer als sein Vorgänger betont Dschelal vor allem die Vernichtung des eigenen „Ich", das wie ein Tropfen im Meere der göttlichen Liebe untergehen muß. Die Welt und alle Wesen sind eins mit Gott, dem Urquell, aus dem sie als Bäche geflossen und zu dem sie unablässig zurückfluten müssen, dem Urgrunde alles Seins, von dem sie bloß wesenlose Abbilder sind. Hierin liegt auch der Hauptunterschied des persischen Sufi von allen anderen pantheistischen Systemen, daß nicht Gott es ist, der im All aufgeht und als lebendige Persönlichkeit vollständig verschwindet, sondern umgekehrt das All, dem das selbständige Dasein mangelt, nur durch und in Gott existiert. Das All ist ein Schatten jener höchsten Sonne „Gott" und gleich dem Schatten unzertrennlich von ihr und undenkbar ohne sie. Das Geschöpf jedoch ist durchaus nicht ein willenloses Werkzeug in der Hand Gottes – wie es der orthodoxe Islam lehrt – sondern hat den freien Willen der Entschließung und als Ziel die Aufwärtsentwicklung bis zur Rückkehr in den Schoß der Gottheit, die durch Demut, Geduld und Liebe des Nebenmenschen erreicht werden kann. Erreichbar ist dieses Ziel nicht in einer irdischen Existenz, sondern in einer langen Kette von Existenzen, die das Individuum schon durchlaufen hat und noch durchlaufen muß. Durch die verschiedenen Stufengrade der unbelebten und belebten Natur, durch Stein, Pflanze und Tier hindurch hat sich der Mensch bis zum Erdenbürger fort-

entwickelt und mit dem irdischen Tode beginnt ein neuer Lebenslauf in immer aufsteigender Linie bis zur höchsten, engelgleichen Stufe der Vollendung, der Wiedervereinigung mit Gott. Die Idee, daß sich Gott in allem offenbart, sich der Mensch also in allem auch selbst erblicken kann, führt ihn zu pantheistischen Phantasien voll dichterischen Schwunges:

Ich bin das Sonnenstäubchen, ich bin der Sonnenball,
Zum Stäubchen sag ich: Bleibe! und zu der Sonn': Entwall!
Ich bin der Morgenschimmer, ich bin der Abendhauch,
Ich bin des Haines Säuseln, des Meeres Wogenschwall.
Ich bin der Mast, das Steuer, der Steuermann, das Schiff,
Ich bin, woran es scheitert, die Klippe von Korall.
Ich bin der Vogelsteller, der Vogel und das Netz,
Ich bin das Bild, der Spiegel, der Hall und Widerhall.
Ich bin der Baum des Lebens und drauf der Papagei,
Das Schweigen, der Gedanke, die Zunge und der Schall.
Ich bin der Hauch der Flöte, ich bin des Menschen Geist,
Ich bin der Funk' im Steine, der Goldblick im Metall.
Ich bin der Rausch, die Rebe, die Kelter und der Most,
Der Zecher und der Schenke, der Becher von Kristall.
Die Kerz' und der die Kerze umkreist, der Schmetterling,
Die Ros' und, von der Rose berauscht, die Nachtigall.
Ich bin der Arzt, die Krankheit, das Gift und Gegengift,
Das Süße und das Bittre, der Honig und die Gall'.
Ich bin der Krieg, der Friede, die Walstatt und der Sieg,
Die Stadt und ihr Beschirmer, der Stürmer und der Wall.
Ich bin der Kalk, die Kelle, der Meister und der Riß,
Der Grundstein und der Giebel, der Bau und sein Verfall.
Ich bin der Hirsch, der Löwe, das Lamm und auch der Wolf,
Ich bin der Hirt, der alle beschließt in einem Stall.
Ich bin der Wesen Kette, ich bin der Welten Ring,
Der Schöpfung Stufenleiter, das Steigen und der Fall.

(Rückert.)

Der größte didaktische Dichter Persiens ist Muscharif-eddin bin Musliheddin Abdullah, kurz Saadi genannt, aus Schiras (1184–1291). Man unterscheidet drei Hauptabschnitte seines Lebens, die Lehrjahre, die er in Bagdad verbrachte, die Wanderjahre, zu welchen ihn der Mongoleneinfall im Jahre 1226 trieb, und die dreißig Jahre währten. Er durchpilgerte fast die ganze islamische Welt, von Abessinien und Arabien bis Indien. Nach mannigfachen Abenteuern nach Schiras zurückgekehrt, verlebte er dort die letzte Zeit seines Lebens in ungestörter Ruhe. In Schiras vollendete er sein tiefstes und gedankenreichstes Lehrgedicht, den Bustam oder Fruchtgarten, in dessen zehn Gesängen er die höchsten Fragen der Ethik, Liebe, Demut, Gottergebenheit, Zufriedenheit, Geistesbildung, Gerechtigkeit und Staatsweisheit behandelt und durch Erzählungen erläutert. Bald darauf folgte sein zweites Werk, der aus Prosa und Versen gemischte Gulistan oder Rosengarten, der eine Fülle fesselnder Erzählungen enthält. Dazu kommt die reiche Lyrik Saadis, die arabischen und persischen Kassiden, die Elegien und oft sehr gekünstelten Ghasele. Im Bustam lobte er seine schöne Heimatstadt in diesen unvergeßlichen Versen:

Die Grenzen aller Welt durchschweift ich weit und lang
Und Umgang hielt ich gern mit jedem auf dem Gang.
In jedem Winkel ward ich an Erfahrung reicher,
Und Ähren las ich mir aus jedem Garbenspeicher.
Den Männern Schiras' gleich, fromm und bescheiden, fand
Ich keine sonst; von Gott gesegnet sei dies Land!
Mit Freundesneigung zu den Edlen dieser Auen
Erweckt ich mein Gemüt aus Roms und Syriens Gauen.

(Rückert.)

Von der islamischen Erzählungsliteratur haben sich die Märchen von Tausendundeiner Nacht (Alf leila wa leila) einen unvergänglichen Platz in der Weltliteratur erworben. Ihr bester Teil geht auf indische Quellen zurück und wurde in der Abbasidenzeit aus dem Persischen ins Arabische übersetzt. Dieser Grundstock umfaßte die jetzige Rahmenerzählung, das Märchen vom Fischer und dem Geist, die Geschichte Hassans von Basra, Prinz Bedr und Prinzessin Dschauhar von Samandal, Ardeschir und Hajat en Nufus, Kamar assaman und Dudur. Diese Erzählungen stehen an poetischem Wert am höchsten und haben in erster Linie den Ruhm dieser Märchensammlung begründet. „An diesen, dem arischen Geist entsprungenen Grundstock fügten semitische Erzähler in Bagdad eine zweite Gruppe von Geschichten an, deren Reiz mehr in allerlei feinen, witzigen oder ironischen Zügen als in der Poesie des Gesamtplanes zu finden ist. Hierher gehören namentlich die bürgerlichen Novellen und der ganze an Harun al Raschid sich anschließende Kreis von Erzählungen. Eine dritte Schicht dieser Märchen endlich läßt sich auf Kairo zurückführen. Hier entstanden jene Schelmenstreiche und Diebsgeschichten von Achmed ad Danaf, die mit allerlei ironischen Seitenblicken auf die Unredlichkeit und Bestechlichkeit der hohen Obrigkeit ausgestattet sind" (Nöldeke). „Der ägyptische Geist zeigt sich ferner in der Vorliebe für das übernatürliche und phantastische Element. Zeigen uns die alten Geschichten indogermanischen Ursprungs die Geister und Dämonen im menschlichen Lichte, als Freunde oder Feinde der Helden, so ist in diesen ägyptischen Geschichten die übernatürliche Macht an einen Talisman gebunden, der seine segensreiche oder schädliche Wirkung ausübt, gleichviel wohin ihn der blinde Zufall verschlägt. Man vergleiche, um sich den Gegensatz zu veranschaulichen, die Geschichte von Hasan von Basra mit der von Aladdin und der Wunderlampe. Das

Bestreben, die Tausendeins Nächte zu füllen, führte endlich noch eine Reihe ursprünglich selbständiger Geschichten in diesen Kreis. Der Schifferroman von Sindbads abenteuerlichen Reisen, der um 300 n. d. Fl. in Basra entstanden war, die in die Reihe der populären Fürstenspiegel gehörenden Geschichten von den sieben, zehn und vierzig Wesiren, die auf uralte mythologische Vorstellungen zurückgehende Geschichte vom weißen Haikar und Liebesgeschichten, wie die der Sklavin Tawaddud, führen daneben auch jetzt noch ein selbständiges Dasein. Ganz zuletzt wurde dann in den ersten Teil noch der große Ritterroman von Omar an Noman eingeschoben. Natürlich ist diese Sammlung nicht das Werk eines Einzelnen, sondern die Arbeit von Generationen berufsmäßiger Erzähler" (Brockelmann). Jedermann, der in die bunte Welt des Orients in der raschesten und fesselndsten Weise eingeführt werden will, vertiefe sich in die vorzügliche, von Professor Enno Littmann besorgte deutsche Ausgabe im Insel-Verlag.

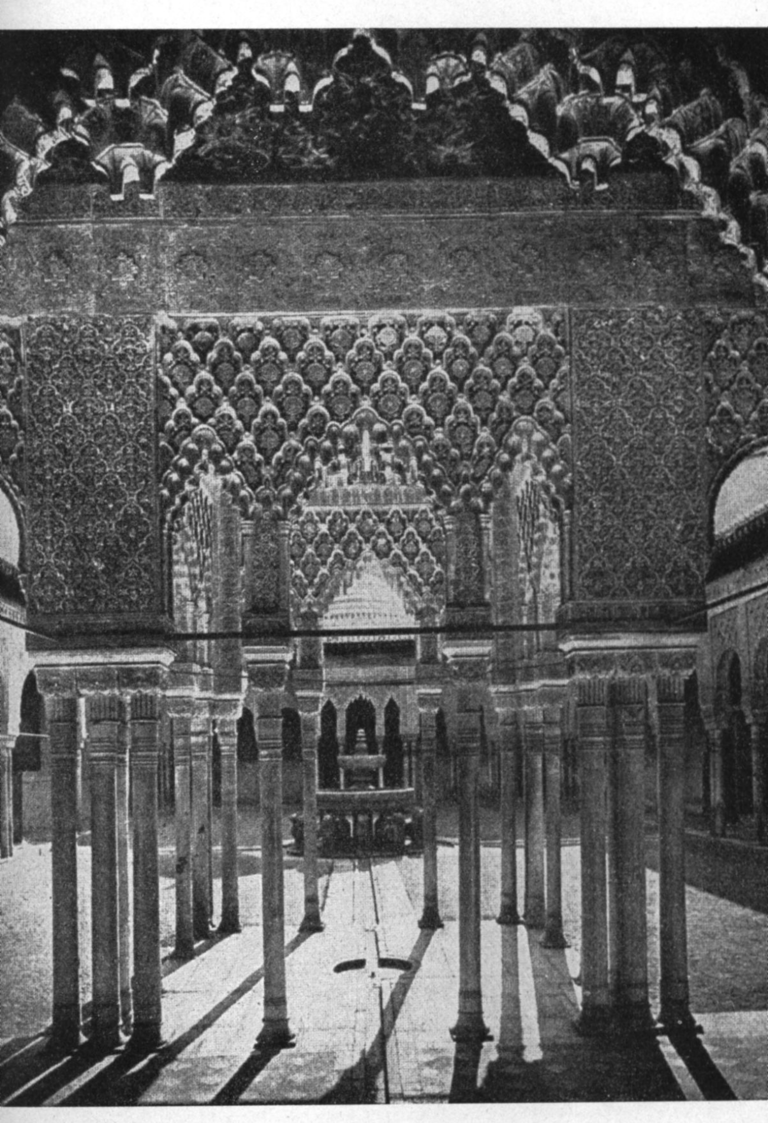
Die schiitischen Perser schufen ein religiöses Drama, das die Geschichte des Ali und seiner Söhne Hasan und Hussein behandelt und unseren Passionsspielen vergleichbar ist. Teile dieses sehr umfangreichen Zyklus werden alljährlich am Beginn des Monats Muharrem in vielen Orten Irans aufgeführt. Der Zyklus beginnt mit der Geschichte des Josef, der des Verrats durch seine Brüder wegen als ein Vorläufer der Märtyrer Hasan und Hussein angesehen wird. Die Stücke behandeln dann die Verherrlichung Alis, den Tod des Propheten, seiner Tochter Fatima, Alis und Hasans, den Zug Husseins nach Kerbela, wo auch er mit zweien seiner Söhne den Tod erleidet. Die Szene wechselt dann nach Damaskus, wo die übrig gebliebenen Aliden vom Kalifen Yezid schlecht behandelt werden, der u. a. die abgeschnittenen Köpfe Hasans und seiner Söhne verspottet. Endlich ziehen die Zurückgeblie-

benen nach Medina weiter. Es folgen noch einige Bekehrungsgeschichten. In kleineren Orten werden die dramatischen Aufführungen durch Umzüge ersetzt, wo alle wichtigen Personen entweder lebend oder im Bild erscheinen, und in welchen Büßergruppen durch Selbstgeißelung und Verwundung mit Säbeln ein höchst blutiges Schauspiel bieten.

Von neueren türkisch-persischen Bühnenstücken wurden zwei Lustspiele durch deutsche Übersetzungen bekannt: Der „Vezier von Lenkoran“ (Reclam Nr. 3064) und „Monsieur Jourdain“, der Pariser Botaniker im Karabag (Wien 1889).

In sunnitischen Ländern wie Ägypten wurden dramatische Aufführungen nur durch das Schattentheater geboten, das der Einstellung des Islam weit mehr entspricht und während der Mamlukenperiode aus den fernöstlichen Ländern nach Kairo gebracht wurde, wo es bis in das neunzehnte Jahrhundert herrschte.

Von einer islamischen Wissenschaft kann man kaum sprechen, eher schon von einer islamischen Philosophie. Wohl aber gab es trotz des Islam eine arabische, spanisch-arabische und persische Wissenschaft, aus der in erster Linie zwei Lehren hervorgehoben zu werden verdienen, deren arabische Bezeichnungen wir heute noch brauchen, die Alchemie und die Algebra. Die Alchemie verrät schon durch ihren Namen die Haupttätigkeit der Araber im wissenschaftlichen Betrieb des Mittelalters: Sie stellten den Übergang von der griechischen Antike zum westeuropäischen Mittelalter her. Das arabische Wort *kimiya* ist von der griechischen Bezeichnung dieser Wissenschaft, Chymeia abgeleitet. Das Wort bezeichnete zunächst ein Mittel zur Metallverwandlung und im übertragenen Sinn die Wissenschaft davon. Nach muslimischen Schriften hat Gott den Adam, dieser seinen Sohn Seth diese Kunst ge-



Der Löwenhof in der Alhamra



lehrt. Ferner sollen die biblischen Propheten, sowie Muhammed und Ali Kenner der Alchemie gewesen sein. Die arabischen Alchemisten stützten sich auf griechische Werke, die ihnen meist durch die Syrer vermittelt wurden. Der Begründer der arabischen Alchemie ist Dschabir ibn Haiyan, der in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts lebte. Die Alchemie, die trotz der vielen Irrlehren viel Nützliches für die spätere Wissenschaft der Chemie vorbereitete, hatte sich auch im eigenen Lager gegen Widersacher zu verteidigen. Ein solcher war Abu Yusuf al-Kindi, genannt der „Philosoph der Araber", der im neunten Jahrhundert am abbasidischen Hof in Bagdad als Übersetzer griechischer philosophischer Werke und Astrologe tätig war. Gold und Silber konnten seiner Überzeugung nach nur aus den natürlichen Fundgruben und nicht durch menschliche Kunst hergestellt werden. Er schrieb ein für seine Zeit ausgezeichnetes Werk über die Optik und behandelte in kleinen Schriften interessante naturphysikalische Probleme, wie die Ursache der blauen Himmelsfarbe, die aus der Mischung der Dunkelheit des Himmels mit dem Licht der durch die Sonne leuchtend gemachten Staub- und Dunstteilchen in der Luft erklärt wird. Mit dieser Erklärung reicht er an die Goethes heran, der in seiner Farbenlehre sagt: „Wenn man aber die Luft in einiger Tiefe sieht, so erscheint sie, wenn sie noch dünn genug ist, blau; denn, wo das Licht abnimmt, wird die Luft von der Finsternis aufgefaßt und erscheint blau."

Das Wort Algebra kommt vom arabischen *al-djabr,* das mit dem Wort *al-mukabala* als „Wiederherstellung und Vergleichung" übersetzt werden kann und die Auflösungsmethode der Gleichungen ersten und zweiten Grades behandelt. Das älteste arabische Werk über Algebra wurde von Muhammed ibn Musa al-Khwarismi im Anfang des neunten Jahrhunderts verfaßt. (Das Prin-

zip dieser arabischen Algebra findet man an einem konkreten Beispiel in der Enzyklopädie des Islam erklärt.)

In Iran wirkten als Zeitgenossen Firdausis und der Ghaznawiden-Sultane Mahmud und Masud um die Wende des zehnten zum elften Jahrhundert die beiden hervorragenden Gelehrten al-Biruni und Ibn Sina. Diese beiden Iranier verfügten über ein Wissen von erstaunlicher Universalität, Naturwissenschaften, Medizin, Geschichte und Philosophie umfassend. Neben vielen anderen Werken verdanken wir al-Biruni eine sehr aufschlußreiche Darstellung des zeitgenössischen Indien. Ibn Sina, der im Westen als Avicenna bekannt ist, verbrachte sein Leben an persischen Fürstenhöfen. Er ist, wie A. Müller ihn treffend charakterisiert, „die klassische Verkörperung des persischen Charakters in unverfälschter Mischung seiner Vorzüge und Schwächen. Geistreich und gescheit, leistungsfähig und lebenslustig, gewandt und liebenswürdig, findig in bedenklichen, niemals mutlos in schlimmen Lebenslagen, ermangelt er doch in geistiger Beziehung der Tiefe, welche das Genie, in der Lebensführung des großen Zuges, welcher den Charakter macht. Seine Begabung war von erstaunlicher Vielseitigkeit: er war Arzt, Staatsmann, Höfling, Gelehrter, schrieb zahllose Bücher über Medizin, Philosophie und Ethik, Mathematik und Physik, Alchemie und Traumdeutung, Theologie, Grammatik, Rhetorik, Musik, dazu machte er Gedichte – und alles das ganz nach Belieben in arabischer oder persischer Sprache, und meistens aus dem Kopfe, in welchem er seit frühester Jugend mit Hilfe einer schnellen Auffassungsgabe und eines unglaublichen Gedächtnisses das ganze Wissen seiner Zeit in enzyklopädischer Vollständigkeit aufgespeichert hatte." Sein Verdienst besteht weniger in der Schaffung neuer Gedanken als in der Ordnung und Zusammenfassung der wissenschaftlichen Errungenschaften seiner Zeit.

Der zweite orientalische Philosoph, der sich einen euro-

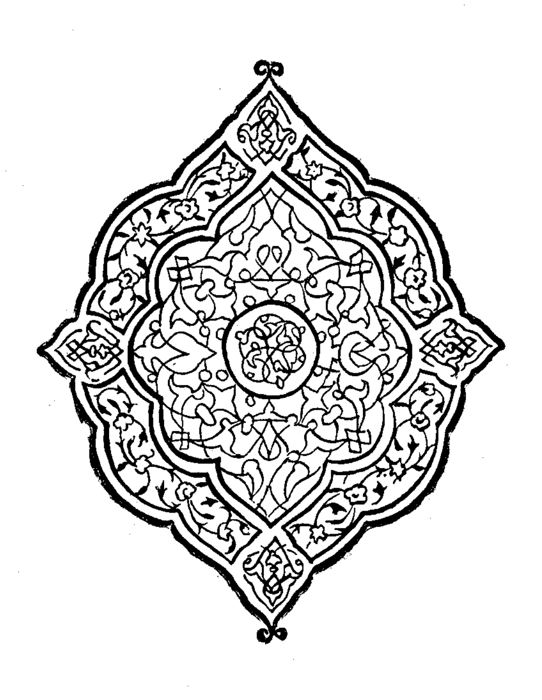
päischen Namen machte, war der in Spanien beheimatete Ibn Ruschd, genannt Averroes (1126–98). Er war Arzt und Advokat (Hakim und Mufti) in Cordoba. Sein größtes Werk, die Kommentare zu Aristoteles, bildete die Quelle für die scholastische Auslegung des griechischen Philosophen, bis ein Jahrhundert später Thomas von Aquin sich bemühte, eine reinliche Scheidung der Gedankengänge des Stagiriten von jenen des spanisch-arabischen Philosophen zustande zu bringen. Wie Avicenna war auch Averroes von größerem Einfluß auf das christliche Denken als auf den Islam. Seit dem dreizehnten Jahrhundert blieb das Studium der Philosophie im Islam so gut wie erloschen.

Als hervorragender Vertreter der exakten Wissenschaften muß noch Nasir eddin Tusi (1210–73) aus Tus in Ostiran genannt werden, der im Dienste des Mongolenherrschers Hulagu für diesen die Sternwarte in Maragha erbaute. Er behandelte als erster die Trigonometrie als selbständige Wissenschaft.

In den westlichen Ländern erwuchsen der islamischen Wissenschaft zwei führende Persönlichkeiten der Geschichtsschreibung und der Forschungsreisen. Der eine ist Ibn Chaldun (1332–1406) aus Tunis, der trotz eines schicksalsreichen Lebens die Zeit zur Abfassung einer Weltgeschichte fand, in deren Einleitung er den Versuch machte, aus der Fülle der historischen Ereignisse die allgemeinen Gesetze des Werdens und Vergehens im Leben der Völker und Staaten abzuleiten.

Muhammed ibn Batuta (1303–77) aus Tanger machte mit sechsundzwanzig Jahren die Pilgerfahrt nach Mekka und begab sich von dort über Syrien, Babylonien, Iran, Mesopotamien und Kleinasien nach Südrußland und Konstantinopel. Von dort reiste er über Kleinasien nach Bochara und über Afghanistan nach Dehli, wo er zwei Jahre als Kadi amtierte. Nachdem er auch China und

Ceylon besucht hatte, kehrte er 1349 in die Heimat zurück und diktierte in Marokko seine Reisebeschreibung, die dann in abgekürzter Form herausgegeben wurde (Deutsche Ausgabe von Mžik). Groß ist die Zahl der anderen arabischen und persischen Geschichtsschreiber und Reisenden, denen wir äußerst dankenswerte Kenntnisse von der mittelalterlichen Welt des islamischen Orients verdanken, besonders von den vielen alten Städten in Iran, die durch die Mongolen endgültig zerstört wurden.



Kultbauten und Kunst des Islam

Ebensowenig wie die Religion ist die Kunst des Islam ohne Voraussetzungen entstanden. Die jüdische und christliche Religion standen als die zwei „Schreiberengel“ hinter Muhammed, wenn er die Stimme Allahs oder des Erzengels Gabriel zu vernehmen glaubte, die hellenistische und iranische Kunst waren die Paten der islamischen. Die beduinischen Araber besaßen keine bildende Kunst, ausgenommen einige Ornamente primitiver Volkskunst. Nur in der Dichtkunst betätigten sie sich. Für ihre Bauten, Moscheen wie Paläste, benützten sie Vorbilder, die sie in den eroberten Ländern vorfanden. In ihrer Ornamentik knüpften sie an die ägyptisch-griechischen Palmetten- und Rankenmuster an, die sie in die Arabeske übertrugen, und die den unsterblichen Ruhm der islamischen Kunst ausmacht.

Betrachten wir zunächst den wichtigsten Kultbau des Islam, die Moschee. Das arabische Wort dafür, *masdjid* (spr. Masdschid) ist eine Substantivform von *sadjada,* sich niederwerfen, also ein Ort, wo man sich niederwirft. Für Muhammed gab es nur zwei solche heilige Orte, die er als alte Nationalheiligtümer übernahm, Mekka mit der Kaba, und Jerusalem mit dem heiligen Felsen. Nach des Propheten Tode wurde Medina mit der aus seinem Haus entstandenen Moschee der dritte. Die Betorte und Bethäuser hießen ursprünglich *musalla,* Ort, wo das Gebet *(salat)* abgehalten wird. Später unterschied man die Freitagsmoschee, in der sich die Gläubigen am Freitag *(jom el-djuma)* zum gemeinsamen Gebet versammelten, daher Masdschid el-Dschuma, oder Masdschid el-Dschami, die

versammelnde Moschee, kurz Dschami genannt, als die Hauptmoschee, von den kleineren Moscheen *(masdjid)*.

Architektonisch gibt es zwei Hauptgruppen, die Hofmoschee und die Kuppelmoschee, die erstere hellenistischen, die zweite iranischen Ursprungs. Die Hofmoschee besteht aus einem offenen Hof mit einer von Säulen oder Pfeilern getragenen tiefen Halle an der gegen Mekka gelegenen Kiblaseite und Laubengängen an den drei anderen Seiten. In Städten mit kühlem Winter wie Damaskus, Konia oder Cordoba, ist die Halle gegen den Hof mit einer Mauer abgeschlossen und mit Türen und Fenstern versehen. Neben dieser Pfeilermoschee entstand in Iran vom elften Jahrhundert an ein zweiter Typus der Hofmoschee, für den die Medrese oder theologische Hochschule als Vorbild diente: Ein Hof mit Zellen in zwei Geschossen ringsum, und einem Iwan, einer gewölbten, hofseitig offenen Halle in der Mitte jeder Seite. In dem in der „Richtung“ gelegenen Kibla-Iwan sind die Gebetsnische (Mihrab) und die Kanzel (Minbar) eingebaut, ebenso wie an der Rückwand der Pfeilermoscheehalle.

Die offenen Hofmoscheen wurden in den ersten Jahrhunderten der Flucht in riesigen Ausmaßen gebaut, da sie in erster Linie als Truppenmoscheen dienten. Ein recht gut erhaltenes Denkmal einer solchen Truppenmoschee ist die Moschee des Ibn Tulun in Kairo, die 876–79 gebaut wurde und 140:115 Meter mißt. Der Hauptiwan (Haupthalle) hatte ursprünglich fünf, jetzt, nach Einsturz der ersten Hofreihe noch vier, die andern Hallen rings um den Hof je zwei Pfeilerreihen, die mittels Spitzbogen ringsum parallel mit den Mauern verbunden sind, also darin noch dem hellenistischen Agoratypus folgen. Die heute meist erneuerte Decke war aus Palmstämmen mit Sykomorenholzverschalung hergestellt. Vor dem Mihrab befand sich ein mit Holzgittern abgeschlossener Raum (Maksura) für den Fürsten. Dieses Maksura war nach

außen wie üblich durch eine Kuppel gekennzeichnet. In späteren Moscheen dieser Art führte auf das Maksura quer durch die Schiffe des Iwan ein breiterer Säulengang zu, so daß für einen feierlichen Einzug des Fürsten in die Moschee ein repräsentativer Durchgang geschaffen war. Die weißen Stuckflächen der Mauern sind an den oberen Rändern und längs der Archivolten mit eingeschnittenen Ornamentstreifen geschmückt, die ursprünglich bemalt waren. Auch die Bogenwandungen waren ursprünglich dekoriert, sind jedoch größtenteils übertüncht. Unmittelbar unter der Decke läuft auf einem Bretterfries eine 988 m lange kufische (d. h. mit Monumentalbuchstaben geformte) Inschrift mit Koransuren, deren Lettern aus Holz geschnitten und auf der Holzunterlage befestigt sind. Diese Moschee ist auch durch ein eigenartiges spiralförmig aufgebautes Minaret ausgezeichnet. Aehnliche Truppenmoscheen wurden in allen Garnisonsstädten des jungen Reiches, in Basra, Kufa, Bagdad, Samarra, Rakka, in Kairo und Kairuan gebaut. Außer diesen Riesenmoscheen gab es natürlich Pfeiler- und Säulenmoscheen in allen Größen über das islamische Reich verbreitet, von den Toren des Herkules bis zum Indus, und die meisten von ihnen zeichnen sich durch besondere Eigenart und Schmuck aus. So war die Omajjadenmoschee in Damaskus berühmt durch ihren reichen Mosaikschmuck, oder die Moschee in Cordoba durch ihre aus abwechslend gelben und roten Quadern gebaute zweigeschossige, mit Hufeisenbögen verbundene Säulenhalle.

Die Kuppelmoschee war in vorosmanischer Zeit hauptsächlich auf Nordmesopotamien, die Kaukasusländer und Iran beschränkt, also auf die Länder mit rauherem Winter. Einige derselben, wie die Moschee in Veramin, südöstlich von Teheran, zeigen durch ihre Verbindung von Langhaus und Kuppel eine so auffallende Ähnlichkeit mit älteren nestorianischen Kirchen, wie sie in Persien in vor-

islamischer Zeit und auch in den ersten Jahrhunderten des Islam verbreitet waren, daß man den Typus „Moschee-Kirche" nannte. Eine besondere Entwicklung erfuhr die Kuppelmoschee aber erst unter den Osmanen in Kleinasien, und ihren Höhepunkt erreichte sie – nicht zufällig – dort, wo auch der christliche Kuppelbau seinen Höhepunkt fand, in Konstantinopel.

Die Moschee-Medrese, die sich als zweiter Typus einer Hofmoschee in Iran seit der Eroberung des Hochlandes durch Turkvölker, vornehmlich durch die Seldschuken, seit dem 11. Jahrhundert entwickelte, geht in Persien auf das indobuddhistische Kloster und das ostiranische Iwanhaus zurück, während auf die syrische, ägyptische und maghrebinische (d. i. westliche) Medrese einheimische Haus- und Moscheetypen einwirkten. Auch in den wirklichen Medresen, die theologische Lehranstalten waren, wurden gemeinsame Gebete abgehalten, so daß jede Medrese auch Moschee war. Ein bekannter kombinierter Kultbau, der Moschee, Medrese und Grabkuppel in einem Gebäude vereinigt, ist die Sultan-Hassan-Moschee in Kairo. Ihr Hof hat vier Iwane, wovon der Kibla-Iwan besonders breit als Gebetshalle mit Mihrab und Minbar ausgestattet ist. Hinter dieser Halle befindet sich der Grabkuppelraum. Hinter dem Hof aber befinden sich in den vier Ecken des Gebäudes kleine Höfe mit Schuliwans und Zellen für die Studenten der vier Riten der sunnitischen Orthodoxie, die hier gelehrt werden, die Malekiten, Hanefiten, Hanbaliten und Schafiiten.

Die meisten Moscheen waren mit einem oder mehreren Minarets versehen (von *manara* oder *minar,* Leucht-, Signalturm). Sie dienten als Warten für den Gebetsruf, aber auch als weithin sichtbare, monumentale Signale des Standortes der Moschee, und später vor allem als architektonische Zierglieder und Trabanten der Kuppeln. Ihre Gestalt richtete sich nach ihrer Herkunft: In Ägypten war

der antike Pharos in Alexandrien Vorbild, in Syrien die christlichen Kirchtürme, in Mesopotamien die Rampentürme der Hochtempel. Dementsprechend baute man viereckige, achteckige, spiralförmige und zylindrische Minarete und kombinierte auch oft die prismatische mit der zylindrischen Form durch Aufeinandertürmung, eine Zusammenstellung, die besonders in Kairo zu zierlichen Turmformen führte. Die Turkstämme, die, wie z. B. die Seldschuken, Iran erobert hatten, bevorzugten die schlanke, reine Zylinderform, die später bei den Osmanen im türkischen Reich die alleinherrschende wurde und den türkischen Moscheen ihren eigenen Charakter verleiht.

Die häufigste Baugestalt des Islam ist das Kuppelgrab. Von der Küste des Atlantischen Ozeans bis nach Indien und darüber hinaus, soweit der Islam reicht, könnte man Tausende dieser *Kubbas, Marbuts, Nabis, Imamzadehs, Mesbheds* usw. zählen. Aus dem orientalischen Lehmkuppelhaus, das die Trockenzone von Marokko bis China beherrscht, entwickelt, und meistens für Heilige erbaut, wurden diese Kuppeln das Wahrzeichen der islamischen Welt. Ziel der Monumentalisierung war die Hebung des im Wohnhaus sehr tief sitzenden Gewölbes, das dort nur als flache Kalotte (Kugelkappe) aus dem Mauerwürfel ragt. Dies bedingte die Einfügung eines achtseitigen Zwischengeschosses, des Tambours, und entwickelte die Überleitungen aus dem Quadrat zum Kuppelrund, die den konstruktiven und dekorativen Reiz aller islamischen Kuppelräume ausmachen. Diese Entwicklung setzte mit primitiven Überkragungen ein, ging dann zu einfachen, sphärischen Ecktrompen oder Nischen über und entwickelte daraus das Zellenwerk oder Stalaktitengewölbe (*Mukarnas*), neben der Arabeskenornamentik, der es geistig eng verwandt ist, die originellste und wirkungsvollste dekorative Schöpfung der islamischen Kunst. Aber nur die Grundgestalt des Kuppelgrabes war allen Ländern des Islam gemeinsam, in der

äußeren und inneren Ausstattung entwickelte jedes Land seine ihm eigentümliche Sonderformen. Eine von der Normalgestalt völlig abweichende Gruppe sind die vieleckigen und zylindrischen Grabbauten im nördlichen Iran[16].

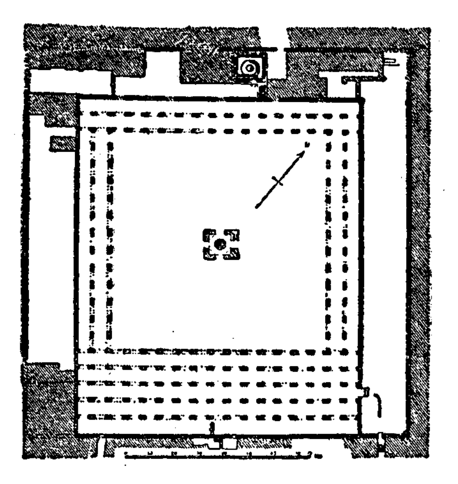
Auch der Palastbau entwickelte sich nach dem Grundsatz des Innenhofbaues. In großen Fürstenpalästen reihten sich zwei bis drei Höfe hintereinander, an deren Ende in der Mittelachse die Thron- und Audienzhalle gelegen war, an die sich zu beiden Seiten die Wohnhöfe mit den Wohnräumen anschlossen. So stellt sich das Kalifenschloß Balkuwara in Samarra dar, der Kalifenresidenz nördlich von Bagdad am Tigris im 9. Jahrhundert. Auch das bekannteste Schloß der islamischen Welt, die Hamra (d. i. Rote) in Granada, ein Bau des 13.–14. Jahrhunderts, ist um zwei Höfe angelegt, die diesmal im rechten Winkel zueinander liegen, also nicht in einer Achse, wie es die Regel ist: den Myrtenhof und den Löwenhof. Durch den Myrtenhof gelangt man zur Audienzhalle, der „Gesandtenhalle", um den Löwenhof liegen die Wohnräume. Die Ausstattung dieser Höfe ist das beste Beispiel morgenländischer Palasträume, das erhalten ist. „Diese Figuren von Arabesken lassen sich ebensowenig in Worten schildern, wie eine Symphonie von Tönen; hier wie in der Musik ist alles Empfindung. Sprüche und Gedichte flechten sich organisch in die Ornamentik, winden und ranken sich mit ihr und spotten des langweiligen Gesetzes von den Grenzen der Malerei und der Poesie, das uns die klassischen Stile beschert haben. Der Alhambrastil bedeutet eine Metaphysik der Linie, in die wir uns heute nur einzufühlen vermögen, wenn wir sie etwa als das Symbol eines Nirwana, einer Anarchie oder eines Eden nehmen, neuer Weltwünsche, deren ästhetische Erfüllung vielleicht ganz analoge Gebilde erzeugen würde." (Kühnel, Granada.) Mit seinen hohen Arkaden auf zierlich-schlanken Säulen, den koketten Säulenpavillons, der reichen Gipsdekoration und

dem lebensvollen Löwenbrunnen, ist der Löwenhof eines jener Schatzkästlein intimer Haremsarchitektur, von der uns die Tausend Märchen so vieles schildern, kein zweites aber von dieser Art erhalten ist. Der Löwenbrunnen ist eine altorientalische, vom ehernen Meer des salomonischen Tempels her bekannte Brunnenform.

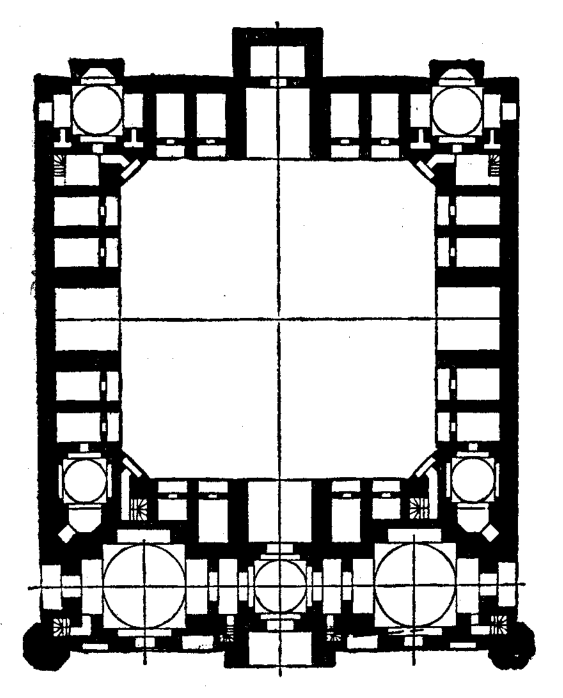
In Iran gibt ein in Gulahek bei Teheran stehendes, etwa hundert Jahre altes Lustschloß, *Bagh-i-Firdaus*, der „Garten des Paradieses“ mit seiner prächtigen Stalaktitenhalle eine gute Vorstellung von der typischen Prunkhalle eines persischen Lustschlosses. In den Hintergrund solcher in kühles Halbdunkel gehüllten Hallen war meist ein Brunnen eingeleitet, dessen Wasser in einem gemauerten Rinnsal durch den Saal floß und angenehme Kühle spendete. Solche Rinnsale waren meist mit Fischen und Wasservögeln mosaiziert. Darin standen dann auch wohl künstliche oder Topfbäume, wie sie in den Schilderungen dieser Umgebung oft beschrieben werden. Eine ähnliche Halle ist der Rest der Zisa in Palermo, und einfachere Hallen dieser Art findet man in den noch stehenden Gartenschlössern von Schiras. Die Wände dieser Festhallen waren in guter Zeit reich mit Malereien und Fliesengemälden geschmückt. Aus der sefewidischen Zeit (1501–1722) stehen Lustschlösser und Audienzhallen in der Provinz Masenderan am Kaspischen Meer und in Isfahan. Daß von den zahlreichen Märchenpalästen der islamischen Fürsten heute fast nichts mehr vorhanden ist, erklärt sich aus der leichten, improvisierten Bauart. So beschreibt Ibn Batutah einen Palast in Khwarism im Oxusgebiet im Jahre 1333: „Wir kamen in seinen Palast und traten in einen großen Mischwar (Tortrakt) ein, dessen meiste Gemächer aus Holz waren. Von da gingen wir in einen kleinen Audienzsaal, der eine Kuppel aus vergoldetem Holz hatte und dessen Wände mit verschiedenfarbigen Stoffen bespannt waren; und der Plafond war mit einem goldbroschierten Seidenstoff be-

deckt.“ In der gleichen Stadt beschreibt er ein vornehmes Wohnhaus, dessen Salon mit köstlichen Teppichen geschmückt war; die Wände waren mit Stoff bespannt, und in den zahlreichen Nischen befanden sich Vasen von vergoldetem Silber und aus irakenischem Glas. Diese Dekorationsart ist in ihrer Übertreibung heute noch in einigen Räumen des sefewidischen Torpalastes Ali Kapu in Isfahan erhalten. Die Wände wurden mit Holzgerüsten (Noguldun) verkleidet, die Nischen in Vasenform enthalten, und in die Vasen aller Formen, Größen und Farben gestellt wurden.

Eine kurze Untersuchung der Formenwerte der islamischen Architektur und ihrer dekorativen Ausstattung möge zur Beantwortung der Frage führen, ob sich die Weltanschauung des Islam in diesen Formen spiegelt, und ob diese ein Ausdruck jener sind, wie wir es von der Kunst jeder in sich geschlossenen, aus einer oder mehreren Grundideen gewachsenen Kultur erwarten. Mit den Grundrissen beginnend, bemerken wir eine wenig veränderliche Wiederholung einer beschränkten Anzahl von Typen, die alle das gemeinsame Merkmal der mangelnden äußeren Gliederung haben. Nach außenhin bildet jeder Bau eine geschlossene Masse, in möglichst reinen stereometrischen Gestalten kubistisch geformt. Die Gliederung beschränkt sich auf das Innere. Dieser strengen For-



Kairo, Moschee Daher Beibars



Chargid, Medresse

menbildung gesellt sich eine betonte Objektivität der Richtung, trotz der für Gebetsbauten nötigen Orientierung nach Mekka. Diese Absage an eine Richtungsbewegung, wie sie unsere christlichen Kirchen enthalten, wird schon durch die Breitenausdehnung der Moscheen offenbar. Die Beter stehen in langen Reihen nebeneinander, nicht hintereinander. Man folgt also der Richtung neutral, die Gebetsnische ist kein Kultmagnet, wie der Altar mit dem Allerheiligsten, auch wohnt Gott nicht in Mekka, sondern ist allgegenwärtig. Der Gegensatz zwischen Zentralbau und Richtungsbau, der sich in der Hagia Sophia deutlich äußert und im späteren

Kirchenbau schöne Lösungen erzeugte, wird in der islamischen Architektur kaum sichtbar.

Wie bereits erwähnt wurde, fällt die abstrakte Körperform der Bauten auf. Die Kuppelbauten bestehen aus dem kubischen Unterbau, dem zylindrischen oder achtseitigen Tambour und der sphärischen Kuppel. Die Bauten grenzen sich kategorisch gegen den Freiraum ab und gehen mit ihm keinerlei Verbindung ein. Ebensowenig ist der Innenraum als selbständiger Faktor anerkannt, vielmehr als künstlerisches Raumgebilde noch unbekannt, wie etwa die Räume des Pantheon und der Hagia Sophia. Zur künstlerischen Raumwirkung gehört das Licht, das den islamischen Kuppelräumen verwehrt wurde.

Um so größerer Aufwand wird dagegen der Ausstattung der Fläche zugewendet. Im Gegensatz zur tektonisch betonten Organisierung der hellenistischen Fassade, herrschte im Orient seit jeher die Neigung, die Wände tektonisch neutral zu schmücken. Dieses Ziel, die tektonische Organisierung gleichsam zu textilisieren, wurde von der islamischen Kunst aufgenommen und weiter entwickelt. Eine Jahrtausende alte Erfahrung ließ zu diesem Zweck die wirksamsten Mittel in dem Material heranreifen, in Stein und Ziegel, Stuck und Farbe. Neben der alten Rillenfassade, die fortlebte, fand man besonders in Ostiran und Turkestan besonderes Gefallen an den Pfeilerfassaden, wovon Denkmäler noch in den Ruinen um Merv bestehen, und wofür die churasanischen Grabtürme schöne Beispiele sind [17]. Unmittelbar aus den stofflichen Gegebenheiten der Ziegelbindung wurde besonders in Iran eine künstlerisch höchst wirkungsvolle Ziegelornamentik entwickelt durch reliefmäßigen Ziegelvorstoß und durch kunstvolle Ziegelbindungen mit Fischgräten- und Rautenmustern. Die so entstandenen Textilmuster wurden endlich noch durch Einsetzung glasierter Ziegelschmalseiten farbig gehöht. Den Höhepunkt der Wirkung bildete schließ-

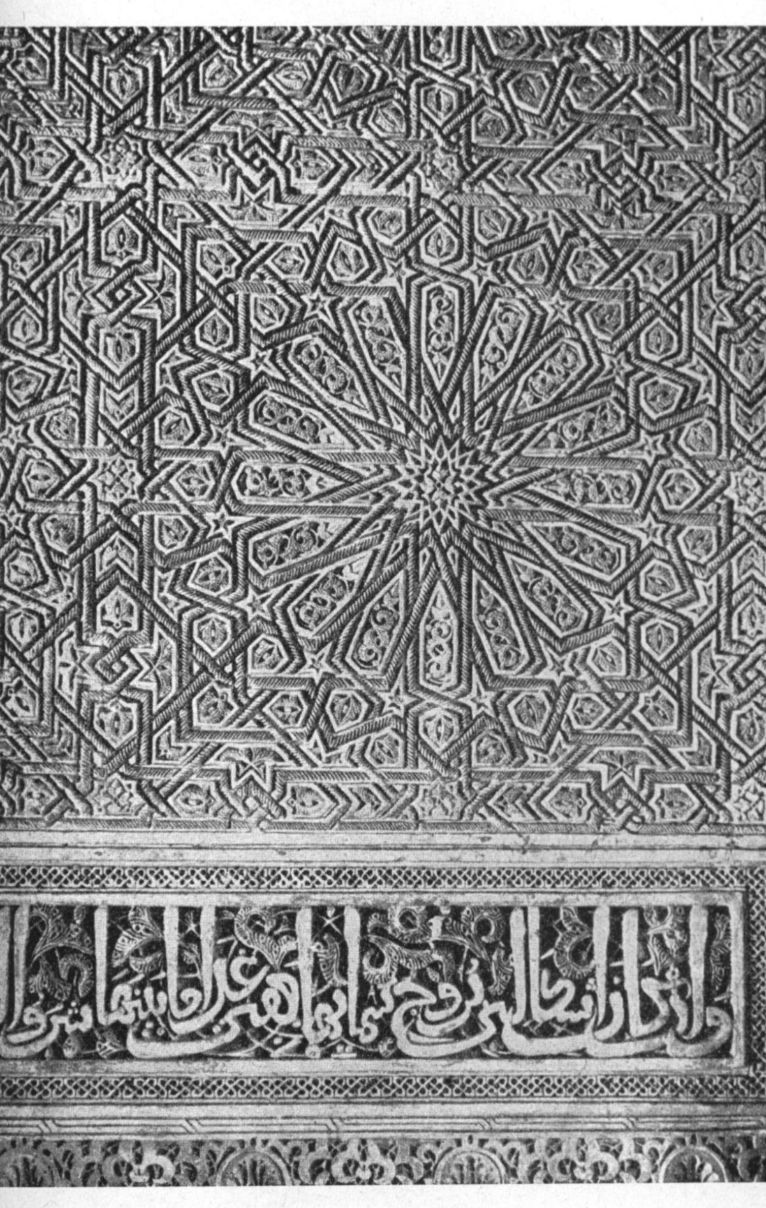
lich die Verkleidung der Wände mit farbig glasierten Platten und die Mosaizierung mit eigens vorgeschnittenen, bunt glasierten Tontäfelchen.

Über alle Länder des Islam war seit der Frühzeit die Stuckverkleidung der Wände, besonders für die Innenräume, verbreitet, in die „Muster ohne Ende“ mittels Modeln eingepreßt und mit Blau und Rot in den Furchen farbig gehöht wurden. Dazu gesellte sich die Wandmalerei, verschiedene luxuriöse Ausstellungen, wie Spiegelmosaik und Noguldun und endlich Bodenbelag und Wandverkleidung mit Teppichen und Textilien aller Art.

Steht nun alles das, die stereometrische Massenformung, die Richtungslosigkeit und die reiche Wandausstattung in einer geistig-organischen Beziehung zur religiösen Welteinstellung des Islam? Diese Frage muß man bejahen. Gewiß haben die genannten Werte nicht nur eine mehr oder weniger oberflächliche, dialektisch auszuklügelnde Verbindung zur geistigen Welt des Islam, sie sind vielmehr der völlig entsprechende Ausdruck der vom Islam verkündeten Gesinnung, sowie der „magischen Weltseele“ jener Zeit überhaupt. Schon die byzantinische Kunst erkannte die Entstofflichung als ein Hauptziel ihrer stilistischen Entwicklung, und die islamische hätte gar kein anderes haben können. Wie läßt sich nun Entkörperung in der Architektur, deren Material doch gerade die körperliche Masse ist, erzielen? Wie läßt sich diese polare Spannung zwischen einer positiven und einer negativen Forderung überbrücken? Eben durch Entfernung von jeder körperhaften, greifbaren Erscheinung durch Stereometrisierung der Baukörper, ihre Rückführung auf einfachste gesetzmäßige, kristallinische Formen, als Kubus, Prisma, Zylinder, Pyramide, Conus und sphärische Gebilde wie Kuppeln. Werden diese Formen noch dazu mit optisch auflösenden Mitteln verkleidet, durch Stuck- und Ziegelrelief und Fliesen zur flimmernden Licht- und Schatten-

und Farbenwirkung gebracht, oder die Kuppeln durch Vergoldung gar zu blendenden Lichtreflexen, so ist das Ziel der Entmaterialisierung der äußeren Erscheinung erreicht.

Auch die Richtungslosigkeit, die wir entsprechend der Entmaterialisierung, als Ent-richtung bezeichnen können, liegt, wie man aus anderen Abschnitten dieses Buches ersehen kann, völlig im Geist der islamischen Weltanschauung. Den schlagendsten Beweis aber für die Fähigkeit, ihre Weltseele zur optischen Erscheinung zu bringen, hat die islamische Kunst in ihrer Ornamentik erbracht, die in der „Arabeske" gipfelt. Im Gegensatz zur antiken Ornamentik ist sie, wie schon Spengler gesehen hat, passiv, nicht aktiv eingestellt und ist daher der vollkommene Ausdruck der „magischen", vom Islam vertretenen Schicksalsidee, dem Kismet. Der griechische Mäander und die Akanthusranke laufen nur nach einer Richtung und daher einem Ziele zu, ja sie tun dies sogar sichtlich zielbewußt, besonders der Mäander, der trotz der stets sich wiederholenden Brechungen seinen ursprünglichen Weg immer wieder aufnimmt und fortsetzt. Die Arabeske dagegen läßt sich nach allen Richtungen unendlich fortsetzen, solange, bis sie an beliebiger Stelle abgeschnitten wird. „Das romanisch-gotische Ornament stellt ein Maximum an Kraft des Ausdrucks dar, die träumerische Arabeske verneint den Willen." Es geht von ihr eine suggestive Wirkung aus, die jener der arabischen Musik und des Tanzes verwandt ist. Diese Ornamentik ist zweifellos die unmittelbare Handschrift eines kulturbildenden Seelentums, und zwar das Zeichen einer resignierenden Weltgesinnung, „wie die algebraische Zahl vom euklidischen Standpunkt aus als Negation der Zahl überhaupt erscheint". „Die Arabeske bedeutet, was dem Weltgefühl des Urchristentums, der Gnosis, des Mithraskultes, des Neuplatonismus, der Abwendung der ersten Christen vom Staate, dem bis zum Typus der Styliten gesteigerten morgenlän-



Wandschmuck in der Alhamra

dischen Einsiedlertum genau entspricht, eine ungeheure Entwertung des Wirklichen, dem sie die eigene Bedeutung abspricht und das sie nur eines lässigen Genusses für wert hält“ (Spengler). Die Tendenz, die sich in der Arabeske ausdrückt, war schon seit mehreren Jahrhunderten eine allgemein mittelmeerländische und vorderasiatische, wie denn auch die Arabeszierung der antiken Ranke schon unter Diokletian eingesetzt hat.

Auch das nicht etwa im Koran geforderte, sondern erst später von den Theologen verkündete „Bilderverbot“ hat seine Parallele im Bildersturm von Byzanz und ist ein Ausfluß des christlich-islamischen Weltgefühls. Mit Ausnahme der Darstellung von Götterbildern hat Muhammed selbst die Darstellung von Figuren nie verboten. Auch war das Verbot in seiner ganzen Strenge auf die Moscheen und Kultgebäude beschränkt, während man im weltlichen öffentlichen und privaten Leben Bilder, wie überall auf Erden, gern sah, und ganz besonders an den Kalifenhöfen in Bagdad und Kairo figurale Bilder, auf Wände gemalt und in Teppiche eingewebt, ein wichtiger Bestandteil der Palastausstattung waren.

Die Zurückhaltung, die das Bilderverbot trotz aller Übertretungen der bildenden Kunst auferlegte, hat auf sie nur teilweise hemmend, vielfach aber positiv stilbildend gewirkt. Der Nachdruck des Verbotes, der auf der dreidimensionalen, naturalistischen Nachbildung lag, entkleidete die Figuren ihrer Tiefenausdehnung und ließ die Maler sich mit flachen Figuren ohne Tiefenausdehnung und Schattenschlag begnügen, eine Abstraktion, die in der Wand- und Buchmalerei, sowie in allen angewandten Künsten zu den besten Ergebnissen führte. Entgleisungen und Geschmacklosigkeiten, wie sie im europäischen Kunsthandwerk seit Beginn der Renaissance an der Tagesordnung sind, wurden dadurch in der islamischen Kunst unmöglich. An Stelle der Überordnung in der westlichen Figuralkunst

ergab sich für den Orient die völlige Gleichordnung von lebenden Figuren, vegetabilischem und geometrischem Ornament und Schrift. Diese Gleichordnung geht soweit, daß die einzelnen Gebiete sich miteinander verbinden, die Schrift mit der Rankenornamentik und Geometrik, diese wieder mit der vegetabilischen und figuralen Welt, die einem geometrischen, also abstrakten Schema untergeordnet wird, sich ihm fügen muß. Die so gebildeten, aller Individualität entkleideten Muster können beliebig abgeschnitten werden, wo immer ihr Träger, die Wand, der Stoff, das Gefäß es gebieten. Gerade deshalb aber weisen sie als „Muster ohne Ende" in die Unendlichkeit. Sie, die Muster, bilden die Fläche, ein Gewebe, das seinen Träger, die Wand, den Stoff, die Metallfläche als „Grund" benützt; und die Muster werden so dicht, daß sie diesen Grund verdrängen, so daß er nur mehr durch tiefschattende Furchen oder farbige Streifen sein Dasein verrät. Daher geschieht es ihm oft, daß er mit dem Muster verwechselt wird. Die Wirkung auf den Beschauer ist daher ein unsicheres Schwanken zwischen beiden, ein Schwanken, das in der persisch-arabischen Bezeichnung *zemîn u zemân,* Grund und Muster, d. h. Raum und Zeit ins Metaphysische umgedeutet wird. Diese Bezeichnung enthüllt uns die geistige Bedeutung eines ornamentalen Feldes für den Orientalen. Er bezeichnet das Muster mit dem arabischen Worte für Zeit, *zemân,* und den Grund mit dem Worte für Raum, *zemîn* – nicht Fläche, aus dem die Musterung hervorzutreten scheint. Und zum Verwechseln ähnlich, wie Muster und Grund oft sind, so verwechselbar ähnlich klingen die beiden Begriffe zemîn und zemân. Was wir, wenn irgend möglich, organisch oder seiner Aufgabe nach bedingt und vernunftgemäß von seinem Ursprung bis zum Ende verfolgbar anzusehen und zu erklären gewohnt sind, deuten die Orientalen als ein überirdisches Sichemporheben im mystischen Sinne.

Um den Gegensatz zur westlichen Ornamentik durch ein Beispiel zu beleuchten, denken wir an das regellose „Streumuster“ in der spätrömischen Mittelmeerkunst, wo Blumen, Früchte und pickende Vögel in scheinbar zufälliger Unordnung und naturalistischer Gestaltung als Mosaikmuster über den Boden oder die Wölbeflächen gestreut sind, wie in Sta. Costanza in Rom und sonst vielerorts. Während durch solche Muster unsere Aufmerksamkeit auf die einzelnen Gegenstände und ihre individuelle Durchbildung gelenkt wird, wirkt das orientalische Muster und Grundfeld zentrifugal, gleichmäßig dahinfließend, ohne Anfang und Ende; es zerstreut unsere Aufmerksamkeit, lenkt uns ab von Dingen des Alltags und ihren unvermeidlichen Vorstellungen, zu einer Art von Selbsthypnose, durch die wir jedoch zu einer Konzentration metaphysischer Art gelangen können, wie der Inder durch sein yantra, sein ornamentales „Werkzeug“, das ihn durch langes Beschauen in den Transezustand führt.

Die „Arabeske“, wie man diese abstrahierende, entkörperte Ornamentik des Islam nennt, ist also mit ihrer betonten, traumhaften Passivität, ihrer Willensverneinung und Ausdruckslosigkeit, sowie ihrer steten sich mehrenden Wiederholung ein vollkommenes Ergebnis der verneinenden islamischen Weltgesinnung und steht im schroffen Gegensatz zu der oft ins Dynamische gesteigerten Ausdruckskraft der romanisch-gotischen Ornamentik des Westens.

Literaturnachweis

(Verzeichnet ist hier nur eine ausgewählte kleine Liste von Büchern, die die Leser dieses Buches in den Gegenstand weiter einführen können. Eine vollständige Bibliographie gibt Pfannmüllers Handbuch der islamischen Literatur.)

Enzyklopädie des Islam (Leyden und Leipzig 1913—1939)

T. J. de Boer, Geschichte der Philosophie im Islam (Stuttgart 1901)

C. H. Becker, Islamstudien (Leipzig 1924)

C. Brockelmann, Geschichte der islamischen Völker (München 1939)

C. Brockelmann, Geschichte der arabischen Literatur; in „Die Literaturen des Ostens“ in Einzeldarstellungen VI/2 (Leipzig 1909)

C. Brockelmann, Geschichte der arabischen Literatur, 2 Bde. (Weimar 1898—1902, Neue Aufl. 1940)

E. Diez, Die Kunst der islamischen Völker (Handbuch der Kunstwissenschaft, Neu-Babelsberg 1917; dritte Auflage 1926)

H. Ethé, Neupersische Literatur, in: Grundriß der iranischen Philologie. Bd. 2, S. 212—368 (Straßburg 1896—1940)

H. Glück und E. Diez, Die Kunst des Islam; Propyläen-Kunstgeschichte (Berlin 1925; dritte Auflage 1939)

J. Goldziher, Die Religion des Islams. In: Die Kultur der Gegenwart. Teil I. Abt. 3, I (Leipzig 1906, 2. Aufl. 1913)

J. Goldziher, Die islamische und die jüdische Philosophie des Mittelalters. In: Die Kultur der Gegenwart I, 5; zweite Auflage (Leipzig 1913)

J. Hell, Die Religion des Islam, aus den Grundwerken übersetzt und eingeleitet von Joseph Hell (Jena 1915), Bd. 1, Von Mohammed bis Ghazzali (Religiöse Stimmen der Völker, hg. von Walter Otto)

P. Horn, Geschichte der persischen Literatur; in „Die Literaturen des Ostens“ in Einzeldarstellungen VI/1 (Leipzig 1901; zweite Ausgabe 1909)

M. Horten, Einführung in die höhere Geisteskultur des Islam. Gemeinverständlich dargestellt (Bonn 1914)

M. Horten, Die kulturelle Entwicklungsfähigkeit des Islam auf geistigem Gebiet (Bonn 1915)

M. Horten, Die islamische Geisteskultur (Leipzig 1915 in „Länder und Völker der Türkei“, Heft 2)

M. Horten, Die religiöse Gedankenwelt der gebildeten Muslime im heutigen Islam (Halle 1916)

Der Koran, Deutsche Ausgabe von Max Henning (Reclam 4206 bis 4210)

A. v. Kremer, Kulturgeschichte des Orients unter den Chalifen; 2 Bde. (Wien 1875)

A. v. Kremer, Geschichte der herrschenden Ideen des Islams (Leipzig 1868)
E. Kühnel, Maurische Kunst. In: Die Kunst des Ostens (Berlin 1924)
E. Kühnel, Miniaturmalerei im islamischen Orient; ebenda (Berlin 1922)
H. Lammens S. J., L'Islam, Croyances et Institutions (Beyrouth 1926)
E. W. Lane, Sitten und Gebräuche des heutigen Ägypten; Deutsch von J. Th. Zenker (Leipzig 1852)
E. Lehmann, Mystik im Heidentum und Christentum; Aus Natur- und Geisteswelt, Bd. 217 (Leipzig 1908, 2. Aufl. 218)
H. von Maltzan, Meine Wallfahrt nach Mekka (Leipzig 1865); 2 Bde.; bearbeitet von F. Gansberg (Braunschweig 1919; Wissenschaftliche Volksbücher für Schule und Haus, Bd. 4)
A. Mez, Die Renaissance des Islam (Heidelberg 1922)
A. Müller, Der Islam im Morgen- und Abendland (Berlin 1887)
G. Pfannmüller, Die Klassiker der Religion (Berlin 1913 ff.)
G. Pfannmüller, Handbuch der Islam-Literatur (Berlin 1923)
H. S. Rehm, Mohammed und die Welt des Islam (Leipzig, Reclam 1915)
H. Römer, Die Babi-Beahai, die jüngste mohammedanische Sekte (Potsdam 1912)

Deutsche Ausgaben islamischer Dichtung und Prosa

Omar Khajjam

Friedrich Rosen, Omar Chajjam, des Zeltmachers Sinnsprüche. Aus dem Persischen übertragen (Stuttgart, 2. Aufl. 1912)
Omar Chajjams Rubayyat, übersetzt von Ch. H. Rempis (Tübingen 1935)

Nasir ibn Khusrau

H. Ethé, Nasir Chusraus Rûsanâinâma (oder Buch der Erleuchtung), persisch und deutsch, mit Einleitung (Zeitschrift der Morgenl. Ges. 33, 1879, S. 645—665, und 34, 1880, 428—464 und 617—642)
H. Ethé, Auswahl aus Nasir Chusraus Kassiden (ebenda, 36, 1882, 478—508)

Dschelal eddin Rumi

Mesnewi oder Doppelverse des Scheich Mewlana Dschelal ed din Rumi. Aus dem Persischen übertragen von Georg Rosen, mit einer Einleitung von Fr. Rosen (München 1913 in Meisterwerke orientalischer Literaturen, Bd. 1)
Ghaselen. In Übertragungen aus dem Englischen herausgegeben von K. Thylman (Stuttgart 1921)

Saadi

Saadi, Der Fruchtgarten. Aus dem Persischen auszugsweise übertragen durch O. M. von Schlechta Wssehrd (Wien 1852)

Fr. Rückert, Saadi's Bostan, aus dem Persischen übersetzt (Leipzig 1882)

K. H. Graf, Saadi's Rosengarten (Leipzig 1846; Neudruck, München 1920, Hyperion-Verlag)

Fr. Rückert, Aus Saadi's Diwan; Auf Grund des Nachlasses herausgegeben von E. A. Bayer (Berlin 1893)

Hafis

Der Sänger von Schiras; Hafisische Lieder, verdeutscht durch Fr. Bodenstedt (Berlin 1877)

Georg Jacob, Unio mystica. Sehnsucht und Erfüllung. Hafisische Lieder in Nachbildungen (Berlin 1922)

Hafis. Von der Liebe und des Weines Gottes-Trunkenheit. Aus pers. Hss. von Georg Leon Leszczinski (München 1922)

Avicenna

M. Horten, Avicenna, Das Buch der Genesung der Seele. Übersetzt und erläutert (Leipzig 1907—09)

M. Horten, Die Hauptlehren des Averroes (Bonn 1913)

Anmerkungen

[1] In den Koranzitaten geben die römischen Zahlen die Suren, die arabischen die Verse an.

[2] Die Koranzitate sind der deutschen Ausgabe von Max Henning bei Reclam entnommen.

[3] Die soll auf einen Gegner Muhammeds, Walid bin Mughairah, gemünzt sein.

[4] Die mohammedanische Zeitrechnung verschiebt sich daher gegenüber der unsrigen in hundert Jahren um etwa drei Jahre. Sie begann im Jahre der Flucht (Hidschra) 622 und befindet sich jetzt im Jahre 1360, das am 1. Muharrem oder 31. Jänner 1941 begann.

[5] Über die Schiiten vgl. den Abschnitt Die Sekten des Islam.

[6] Gog und Magog werden von Ezechiel genannt, Kap. 38 und 39. Gog war der Fürst des Volkes Magog, mit dem die Skythen gemeint sind, die als Feinde der Gläubigen verrufen waren.

[7] Die Fortsetzung der Beschreibung findet man in der Inselausgabe der Tausend und eine Nacht, Bd. 3, S. 829 ff.

[8] Das sind die Symbole der vier Evangelisten Matthäus, Markus, Lukas und Johannes.

[9] D'Herbelot, Orientalische Bibliothek oder Universalwörterbuch (Halle 1785) I, 40.

[10] H. Lammens.

[11] H. Lammens L'Islam, Croyances et Institutions 160 ff. S. 136

[12] Cl. Huart in Enzyklopädie des Islam.

[13] H. Lammens, l. c.

[14] H. Lammens, l. c.

[15] Über die Muallakas vgl. S. 144.

[16] Vgl. für alle hier angeführten Denkmaltypen das Abbildungsmaterial in Diez, Die Kunst der islamischen Völker (Hdb. d. Kw.) und Glück-Diez, Die Kunst des Islam i. d. Propyläen-Kunstgeschichte.

[17] Diez, Persien, Islamische Baukunst in Churasan, Folkwang; 1923 Abb. S. 113; Churasanische Baudenkmäler, D. Reimer 1918, Taf. 6.

Bemerkungen zu den Bildern

Tafel 1 (gegenüber Titel). Ansicht des *Masdschid al-haram*, der heiligen Moschee mit der Kaba in Mekka, während eines gemeinsamen Gebetes (*Ssalat*) der Pilger. Das würfelförmige Gebäude der Kaba ist mit einer schwarzen Brokatdecke (*Kiswah*) verhängt, die alljährlich erneuert wird. Davor steht das „Tor des Friedens" (*Bab es-Ssalam*), hinter dem Tor das Makam Ibrahim, das Gebäude über dem angeblichen Grab des Abraham, rechts die Kanzel (Minbar), links das Haus der Quelle Semsem und zwischen diesem und dem Tor die sogenannte Leiter. (Aus C. Snouck Hurgronje, Bilder aus Mekka, Leiden 1889.)

Tafel 2 (Seite 32/33). Koranseite mit der Basmala aus einem Koran, geschrieben von Abd Allah as-Sagrafi 1327 n. Zw. (728 d. Fl.). Sammlung Chester Beatty, New York (Aus A. U. Pope, A Survey of Persian Art. 5 Bde., Oxford Press, London and New York, 1939).

Tafel 3 (Seite 48/49). Das Pilgerlager am Berge Arafah, einem Granithügel, etwa 5 Kilometer westlich von Mekka in einer Steinwüste gelegen, der nach der Kaba das zweitwichtigste Ziel des Haddsch bildet. Er heißt „Berg der Erkenntnis" weil auf ihm Adam seine Gattin nach hundertzwanzigjähriger Trennung wiederfand. (Aus C. Snouck Hurgronje, l. c.)

Tafel 4 (Seite 64/65). Die Himmelfahrt Muhammeds. Aus einer persischen illuminierten Handschrift. Maler unbestimmt. 16. Jh. (Aus The Poems of Nizami, described by L. Binyon, London 1928)

Tafel 5 (Seite 136/137). Der Friedhof in Skutari. (Aus Glück-Diez, Die Kunst des Islam; Propylaen-Kunstgeschichte)

Tafel 6 (Seite 152/153). Textseite mit Zierrahmen aus einer persischen Handschrift des Bustam oder Fruchtgarten des Saadi. Museum of Fine Arts, Boston (Aus A. U. Pope, l. c.)

Tafel 7 (Seite 160/161). Der Löwenhof in der Alhamra zu Granada (siehe Seite 170)

Tafel 8 (Seite 176/177). Beispiel einer Wandausstattung in der Alhamra. (Archivbilder des Verfassers)

Vignetten

Seite 29 Monogrammplatte (Ex libris) des Schams eddin Ibn Ziga eddin as Suschaki von Ibn Baktischa. In einem Manâfi al-Hagavân 1297 (Morgan Library, New York)

Seite 48 und 132 Rondell von der ersten Seite eines Koran. Maragha 1338 (Sammlung Chester Beatty, New York)

Seite 58 Plakette zum Federschärfen. Durchbrucharbeit mit Goldeinlagen. Inschrift: Arbeit des Kemal eddin Mahmud 1696

Seite 70 Persische Silbermünze für 70 Miskal des Husayn Schah 1709, Isfahan

Seite 76 und 164 Füllung eines Bucheinbandes, Papier-Filigran; 16. Jahrhundert (Sammlung L. Cartier)

Seite 99 Persische Goldmünze für 1000 Toman, Agha Muhammed Khan 1795, Isfahan

Seite 116 Türplakette aus Stahl, Durchbrucharbeit 16. Jahrhundert, Isfahan (Sammlung Harari)

Zeittafel gleichzeitiger Ereignisse

Mit teilweiser Benützung der synchronistischen Zeittabellen, herausgeg. von H. Michletschläger (Oest. Staatsdruckerei 1931) zusammengestellt.

Islam	Byzanz Oström. Reich	Persien	China	Kirche	Deutschland	Frankreich
570 Muhammed geboren	Justinus II. 565—78	Khosru I. 531—79 Krieg mit Byzanz ab 571	Buddhismus in Blüte	Langobardenreich 568—874	610 Christianisierung Deutschlands durch irische u. fränkische Missionäre (Kloster St. Gallen)	Die Merovinger
622 Hedschra	Heraklios 610—41 verliert Syrien, Palästina und Phönikien 634, ferner Ägypten 640 an die Araber	Khosru II. 591—628 eroberte von Byzanz 613 Damaskus, 614 Jerusalem (Kreuz Christi) und Ägypten	618—907 T'ang Dynastie Blüte der Kunst und Literatur	Papst Gregor I. der Große regiert 590—604 lehrt: Papst vertritt Gott in geistigen, Kaiser in weltlichen Dingen		
632 Tod des Propheten						
632—34 Abu Bekr, der erste Kalife		623—29 Besiegung durch Heraklios	627—50 Kaiser Taitsung, großer Feldherr und Herrscher			
634—44 Omar der zweite Kalife erobert das Sassanidenreich. Syrien, Palästina, Ägypten	Constans II. 641—68	641 Ende des Sassanidenreiches				
644—56 Ottman der dritte Kalife						
656—61 Ali der vierte und letzte der orthodoxen Kalifen						

Islam	Byzanz	Persien	China	Kirche	Deutschland	Frankreich
661—750 die omajjadischen Kalifen in Damaskus 661-80 Muawija I. Belagerung Konstantinopels, Eroberung Nordafrikas durch den Statthalter Musa 680—83 Yesid I. 685—705 Abd el Malik 705—15 Walid I. Blüte von Kunst u. Wissenschaft 717—20 Omar II.	718—41 Leo III. der Isaurier 718 Araber vor Konstantinopel vernichtend geschlagen 726 Verbot des Bilderdienstes 727 Aufstand in Konstantinopel Ikonodulen (Bilderanbeter) gegen Ikonoklasten				719—54 Bonifazius, Apostel von Deutschland Gründung der Bistümer Salzburg, Regensburg, Passau, Freising u. a. Abhängigkeit von Rom. Wodanseiche bei Geismar gefällt	714—41 Karl Martell, „der Hammer" unterwirft den Adel, bekämpft die Friesen und Sachsen 732 Araber bei Tours und Poitiers geschlagen

Islam	Byzanz	Persien	China	Kirche	Deutschland	Frankreich
750—1258 Herrschaft der abbasidischen Kalifen				754 Begründung des Kirchenstaates unter Pipin durch Papst Stephan III.		
756 Abd-al-Rahman gründet die omajjadische Dynastie von Corooba (herrscht bis 1031)						768—814 Karl der Große 795 Krieg gegen die Mauren
754 Al-Manssur gründet Bagdad, von nun ab Residenz des Kalifen						811 Gründung der Spanischen Mark
786—809 Harun-al-Raschid. Blüte des Handels, der Künste und Wissenschaften						791 und 796 Krieg gegen die Avaren. Gründung der Ostmark (Enns-Raab)
813—33 Kalife Mamun; neben Bagdad sind Damaskus, Mekka, Kairo Mittelpunkte der arabischen Kultur	820—29 Michael II., der Stammler 826 errichten Sarazenen auf Kreta einen Piratenstaat	820—72 die Tahiriden unabhängige Dynastie in Khurassan (Ostpersien)				800, 25. XII. Karl der Große v. Papst Leo III. zum römischen Kaiser gekrönt 843 Vertrag v. Verdun. Reichsteilung

Islam	Byzanz	Persien	China	Kirche	Deutschland	Frankreich
847—61 Mutawakkil, Kalife in Bagdad. Beginn von Bürgerkriegen und Verfall der Kalifenmacht durch Emporkommen selbständiger Teilfürsten	867—1028 Mazedonische Dynastie					
868—905 die Tuluniden in Ägypten		867—903 die Saffariden in Sistan				
935—969 die Ikhschididen in Ägypten		874—999 die Samaniden in Transoxanien und Persien			919—36 Heinrich I., Begründer des Deutschen Reiches	987—1328 die Capetinger. Das Volk nennt sich Franzosen
909—1171 die Fatimiden erst in Tunis, seit 969 in Kairo, Schiiten, nahmen den Kalifentitel an	1057—1185 Dynastie der Comnenen	962—1186 die Ghaznawiden in Persien Firdusi 932—1020/21 Ibn Sina (Avicenna) 980—1037	960—1280 Sungdynastie. Blüte der Malerei	1003 Papst Sylvester II. verleiht Stephan von Ungarn die Königskrone	936—73 Otto I. der Große 962 Begründung des Heilig. Röm. Reiches deutscher Nation (bis 1806). Papsttum unter deutscher Schirmherrschaft	

Islam Persien, Kleinasien, Syrien, Ägypten		China	Kirche	Italien	Deutschland	Frankreich
1037 Beginn der Seldschukenherrschaft in Vorderasien. Seldschukische Dynastien regieren in Persien, Kleinasien und Syrien, bis diese Länder s. 1150 zumeist von den Chowaresmiern erobert werden	1099 Erstürmung von Jerusalem durch die Kreuzfahrer 1171 Saladin stürzt die Fatimiden in Kairo und begründet die Dynastie der Ajjubiden, die bis 1250 Ägypten und Syrien beherrscht		1096—1099 Erster Kreuzzug 1147—49 Zweiter Kreuzzug 1189—92 Dritter Kreuzzug Saladin bei Arsuf von Richard Löwenherz besiegt. Die Christen erhalten die Küste von Jaffa bis Tyrus		1152—90 Friedrich I. Barbarossa 1190—97 Heinrich VI.	
1206—27 Dschengis Khan verheert Vorderasien			1202—04 Vierter Kreuzzug Erstürmung und Plünderung Konstantinopels. Gründung des Lateinischen Kaiserreiches		1198—1208 Philipp von Schwaben (Sohn Friedr. Barbarossas) Ghibelline	
			1212 Kinderkreuzzug		1198—1215 Otto IV. von Braunschweig, Welfe, Sohn Heinr. d. L.	
Etwa 1225: 50 000 Türken wandern vor den Mongolen nach Westen. Estogrul (1231—88) erhält vom seldschuk. Sultan Ala ed-din von Konia Weideplätze bei Eski Schehir			1228—29 Fünfter Kreuzzug Jerusalem von Friedrich II. wieder gewonnen. Krönt sich dort		Blüte der Dichtkunst (Walter v. d. Vogelweide, Hartmann v. Aue Wolfram v. Eschenbach u.a.)	
1224 Jerusalem durch Chowaresmier im Auftrage Ägyptens erobert			1248—54 Sechster Kreuzzug ohne Erfolg		1212—50 Friedrich II.	1226—70 Ludwig IX. d. Heilige

Islam Persien, Kleinasien, Syrien, Ägypten			China	Kirche	Italien	Deutschld.	Frankreich
				1270 Siebenter Kreuzzug; erfolglos			
1256—1344 die mongolischen Großkhane	Um 1250: Die Türken nennen sich Osmanen nach Osman (1288—1326) dem Sohn Ertogruls. Dieser kämpft glücklich gegen die Byzantiner	Seit 1250 herrschen in Ägypten die Mamluken (bis 1517)	1260—1368 die mongolische Yüan-Dynastie	1294—1303 Bonifaz VIII. 1309—78 Päpste in Avignon	1265—1321 Dante Alighieri; mit Petrarca und Boccaccio Wegbereiter des Humanismus	1273—1291 Rudolf I. von Habsburg	
1313—93 Musaffariden	1326 Orchan (1326 bis 59) erobert Brussa 1357 Gallipoli von Osmanen erobert			1378—1417 Großes Schisma Päpste wieder in Rom	1282 (30. III.) Sizilianische Vesper. Ermordung der Franzosen		1328—50 Philipp VI. a. d. Haus Valois
	1359—89 Murad I. 1360 Adrianopel erobert				1304—74 Francesco Petrarca 1330—75 Boccaccio	1347—78 Karl IV.	1337 beginnt der 100jähr. Kampf mit England, das auf den franz. Thron Anspruch erhebt
1369—1500 Timuriden in Transoxanien und Persien	1365 Residenz Murad beherrscht Balkan und Kleinasien. Serben, Walachen und Bulgaren freiwillig unterworfen 1389 fällt Murad i. d. Schlacht auf dem Amselfelde. Serben besiegt						

Islam		China	Kirche	Italien	Deutschland	Frankreich
Persien	Türkisches Reich					
	1389—1403 Bajesid I. unterwirft Bulgarien	1388 Befreiung von der Mongolenherrschaft durch die buddhist. Priester Taitsu, Begründer der Ming-Dynastie 1386—1644				
	1403—11 Suleiman I. 1413—21 Muhammed		1414—18 Konzil zu Konstanz			
	1421—51 Murad II. unterwirft die Walachei Serbien und Morea. Siegt 1448 über Ungarn auf dem Amselfelde					1429, 30. V. Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Orleans verbrannt in Rouen
	1451—81 Muhammed II. erobert 1453 Konstantinopel. Ende des byzantinischen Reiches			1452—1519 Leonardo da Vinci	1440—93 Friedrich (V.) III.	
	1481—1502 Bajesid II. vernichtet die venezianische Herrschaft auf Morea				1493—1519 Maximilian I.	
1502—1722 Sefewiden, Schahs von Persien	1512—26 Selim I. erobert Syrien 1516, Ägypten 1517 1520—66 Suleiman II. der Große, erobert 1521 Belgrad, 1522 Rhodus 1526 Sieg bei Mohacs; belagert Wien 1529 (Graf Niklas Salm)		1540 Konzil zu Trient		1519—56 Karl V.	

Islam Persien, Türk. Reich, Ägypten		China	Kirche	Italien	Deutschland	Frankreich
1732—1747 Nadir Schah 1750—1779 Karim Khan Zänd	1648—87 Muhammed IV. 1683 Zweite Belagerung Wiens unter Kara Mustapha (Rüdiger von Starhemberg, Karl V. von Lothringen, Johann Sobieski)	1644—1912 Ching-Dynastie (Mandschus)				1643—1715 Ludwig XIV.
1796—1925 Kadscharen	1686 Ofen zurückerobert. Sieg Karls von Lothringen bei Mohács					
	1687—91 Suleiman III. Belgrad verloren					
	1695—1703 Mustapha II.					
	1697 Prinz Eugens von Savoyen Sieg bei Zenta a. d. Theiß					
	1699 Friede zu Karlowitz. Pforte behält d. Banat u. Temesvár. Österr. das übrige Ungarn und Siebenbürgen					
	1716—18 Türkenkrieg mit Venedig				1711—40 Karl VI.	1715—74 Ludwig XV.
	1716 Prinz Eugen siegt bei Peterwardein, 1717 bei Belgrad				1740—80 Maria Theresia	
	1718 Friede zu Passarowitz	1662—1723 Kang Hsi			1740—86 Friedrich II., d. Große	1774—92 Ludwig XVI.

Islam Persien,	Türk. Reich, Ägypten	China	Österreich	Italien	Deutschland	Frankreich
	1808—39 Mahmud II.	1736—96 Chien Lung				1789—1815 Zeitalter der französischen Revolution
	1826 Janitscharen vernichtet. Beginn der Europäisierung d. Türkei					
1848—96 Nassreddin Schah	1839—61 Abd-ul-Medschid		1848 Volksaufstand in Wien 1848—1916 Franz Josef I.	1848—49 Aufstand in Oberitalien gegen Österreich	1848, 18. Mai Nationalversammlung i. d. Frankfurter Pauls-Kirche	1845, 15. Mai Kommunistischer Putsch in Paris
	1861—76 Abd-ul-Asis					1852—70 Napoleon III.
	1876 Freisinnige Verfassung proklamiert					
	1876—1909 Abd-ul-Hamid II.					
	1909—1918 Muhammed V.					
	1912 Erster Balkankrieg: Türkei verliert alle europ. Gebiete bis Adrianopel	1912 Republik unter Yuan Shi Kai				
	1914—18 Weltkrieg 1918—22 Muhammed VI.					
1926 Risa Schah Pehlewi	1923 Demokratische Republik mit Mustapha Kemal Pascha, Präsident					

Sachregister

M

N

O

P

R

W. SPEMANN VERLAG / STUTTGART